5. Jahrgang Ausgabe 19

DAMHÁIN ALLA



Ausgabe Imbolc

Imbolc

Morgenröte zieht herauf, durchströmt meinen Körper, gleitet in mich hinein.
Noch fröstelt es und einer zarten Schale gleich, liegt Frost auf meiner Haut.
Wir betasten uns, die Sonne und ich, zaghaft streckt sie mir ihre Hände entgegen, die dünnen, noch schwachen Strahlen. Gestreichelt werde ich, nicht gepackt, nicht gedrückt, nur berührt. Sanft ruht die Wärme auf meiner Haut, sucht sich schleichend ihren Weg nach innen.
Doch im Außen bleibt es grau, eine fahle Sonnenscheibe steigt langsam auf wie eine Feder, wird emporgetrieben durch den grauen Ozean der Himmel, teilt die ruhigen Wogen der Luft und atmet.
Ich empfange und gebe zurück, nehme jede Welle auf, greife das Licht mit vollen Händen. Und die Berührung entzündet mich, Funken scheinen zwischen uns auf, Feuer regt sich in meinem Körper. Schon ist die noch braune Welt voller Leben, warm unter meinen Füßen, flimmernd um meinen Kopf.
Alles regt sich, alles ist in Bewegung, fließendes Wasser, jauchzende Luft, sich dehnende Erde, die ihren feuchten Rücken reckt und streckt.
Nun schüttelt sie sich, die alte Krume, wirft die letzten weißen Schollen von sich und legt sich breit und erwartungsvoll unter den Himmeln nieder. Feuer flackert über ihren Wassern, Feuer und Luft flackern in mir, durchströmen Körper und Geist. Der Morgen ist da und ich begrüße ihn. Der Frühling ist da.

Impressum

Herausgeber:
Beatrice Reinhold
Reichenhainer Straße 47
09126 Chemnitz

Verantwortlicher Redakteur:
Julia Olias

Layout und Internetpräsenz:
Carsten Weinert

Inhaltsverzeichnis

Vorfrühling

Vor einigen Tagen habe ich einen nächtlichen Spaziergang gemacht. Der Schnee war bereits nahezu komplett geschmolzen und gab die Sicht auf den Boden frei, der die ganze Zeit unter ihm geschlafen hatte. Hie und da quollen Rinnsale klaren Wassers aus dem satten, kühlen Grund. Ich lief durch die Straßen und freute mich über den Geruch, der in der Luft lag. Noch war es kalt, aber das Empfinden war ein ganz anderes. Der Duft erinnerte mich stark an Frühling und den darauf folgenden Sommer. Ich roch Dämmerung heraufziehen, spürte die Nähe der zarten Morgenröte und doch lief ich durch die dunkle Nacht. Am liebsten wäre ich in meiner Vorfreude durch die Straßen gesprungen und träumte bereits von Lagerfeuern und Sommernächten, die einen einladen, draußen zu übernachten.
Ich wollte gar nicht wirklich heim, deshalb riss ich, als ich angekommen war, alle Fenster auf, um die Nachtluft genießen zu können. Ich wollte mehr. Von Frühling und Feuern träumend schlief ich ein.
Am nächsten Tag konnte ich nicht anders, als meinen Altar abzuräumen. Fort mit dem alten Zeug! Das schwarze Tuch und das Immergrün mussten weg. Ein weißes Tuch mit kleinen gelben Blumenstickereien sollte es sein – das Weiß für den Schnee, der wegtaut und für den Neubeginn, die kleinen Blumen für die sprießenden Knospen und das Leben, das bald neu erwacht, wie die jungen zarten Pflanzen, die noch im Boden ruhen und nur noch darauf warten, von den immer stärker werdenden Sonnenstrahlen wachgekitzelt, emporzuschießen.

Seit Jul streift der Kindgott schon durch die Lande und die Schritte seiner kleinen Füße wärmen und wecken die Erde; seine jugendliche Kraft lässt die Tage länger werden. Die noch zarte Sonne gewinnt an Macht und verdrängt das kalte und schmuddelige Winterwetter – wie einen großen, goldenen Ball schiebt ER sie voll Freude weiter und weiter in den Himmel hinauf. Er schenkt die lebensspendende Kraft, welche die Welt aus ihrem Winterschlaf hervorlockt und den Puls, der den kleinen, zarten Pflanzen den Antrieb und die Kraft schenkt, die Erde zu durchbrechen und in den Frühling emporzuwachsen.

Nun ist Imbolc nahe, die Zeit, in der SIE wiederkehrt und sich im Gewand eines jungen, ungebändigten Mädchens zeigt. Überall, wo ihr eilender Fuß die Erde berührt, schmilzt der Schnee, der Boden erhitzt sich genährt von der Kraft der wiederkehrenden Sonne und aus dem kahlen Nichts treibt Grün empor.. Sie ist all die unzähligen kleinen, zarten Pflanzen, die im Boden schliefen und sich nun frisch und voller Energie der Welt zu zeigen. Alles lacht der kleinen Sonne entgegen.

Und wenn sich beide auch noch nicht begegnet sind, kann man dennoch bereits ahnen, dass ihr gemeinsames Werk, ihr gemeinsames Sein und ihr gemeinsames Werden der Welt einen neuen Antrieb verleihen und sie in ein buntes Blütenkleid hüllen wird, ummantelt mit frischem, sattem, neuen Grün.

Meike

Allmutter Frigg

Eine unterschätzte Göttin

Manchmal mag ich die Edda überhaupt nicht und zwar immer dann, wenn irgendein Nebensatz von Snorri Sturluson (1179 – 1241) in aller Welt zitiert und wiederholt wird, man dies dann als unumstößliche Eigenschaft einer bestimmten Gottheit darstellt und keiner weiß, was unser schreibender Mönch sich denn eigentlich dabei gedacht haben mag. Natürlich werde auch ich die Edda nun wieder ausgiebig zitieren, wenn ich die germanische Göttin Frigg vorstelle, die in Deutschland auch als Frija oder Frea bekannt war und ist. Ich war dann doch überrascht, wie viele Quellen außerhalb der Edda es über diese spannende Große Göttin gibt, die im Vergleich zu Freyja oft etwas stiefmütterlich behandelt wird. Und ich war auch überrascht, wie umfassend Frigg ist und in wie viele Bereiche sie ausstrahlt; sie entpuppte sich als viel interessanter, als ich erwartet hatte. Aber was erwartet man eigentlich?

Also ich stellte mir Frigg als Himmels- oder Sternenkönigin vor, die ihren Sitz neben Allvater Odin hat und die als Zeichen ihrer Macht einen Spinnrocken in den Händen hält. Vor mir entstand das Bild einer germanischen Hera oder Juno, die über Hausfrieden und Haushalt wacht, Ansprechpartner der Ehefrauen ist und ihren Göttergatten dabei immer gut im Auge hat. Ich denke hierbei handelt es sich um neopaganen Kitsch.
Mein Bild sieht inzwischen etwas anders aus. Es ist schön wie die Nacht und besitzt glänzendes, schwarzes Haar, umgeben von tiefblauem Schimmer und die durchscheinende Haut ist übersät von Sternen. Das Alter dieser Erscheinung ist schwer zu schätzen; sie scheint alterslos zu sein, denn sie ist die glitzernde Himmelskuh und die zauberkundige Menschenmutter, lüstern und listig, gütig und stark. Wir treffen sie dort, wo die See auf den Strand trifft, im Dickicht unserer nicht mehr vorhandenen Urwälder, im schwarzen Sturmwind der Raunächte und in der Begegnung der Geschlechter. Ich denke, sie gefällt mir recht gut.

Die nordische Frigg und die südgermanische Frija oder Frea stellt die Forschung vor einige Fragen, zum Beispiel vor die nach ihrem Alter. Nicht wenige Stimmen der Wissenschaft nehmen an, dass sie noch älter und ursprünglicher als Wodan/Odin ist.
Genau genommen meint man, sie sei schon die Himmelskönigin neben dem ursprünglichen Wettergott Tiuz gewesen, ehe jener vom Sturmwind Wodan in den Hintergrund gedrängt wurde. Eine alte Große Göttin ging also eine Verbindung mit einem neuen Gott ein, dessen Kult den ihres bisherigen „Gemahls“ zurückgedrängt hatte. Mit Sicherheit stellten diese Geschehnisse für die Menschen jener Zeit ein umwälzendes Ereignis dar und so fanden sie Niederschlag in verschiedenen Mythen, die übereinstimmend von Friggs „Untreue“ berichten. Doch dazu später mehr.

Über die Herkunft und die Bedeutung ihres Namens haben sich schon viele Menschen den Kopf zerbrochen. Frî ist angelsächsisch und heißt „Gemahlin“, ebenso wie das altenglische frēo; das altindische priyā bedeutet „Geliebte“. Mehr muss man wohl nicht sagen.
Snorri beschreibt sie als erste der Asinnen, ganz im Gegensatz zu Freyja, die zu den Wanen zählt. Als Vater Friggs nennt er uns Fjorgynn, einen Beinamen von Jörð, der Erde. Weiterhin berichtet uns die Edda, dass sie und Odin zwei Söhne zeugten – Baldr und Hödur – und dass ihr Palast Fensalir („Halle in der Tiefe der Meere“) in den Tiefen der Sümpfe oder des Meeres liegt, die ihr vielleicht heilig waren. Andererseits thront sie als Königin des Himmels neben Odin/Wodan auf dem Hochsitz Hlidskjalf und überschaut von dort die Geschehnisse in Midgard, dem Reich der Menschen. Wie Freyja trägt ebenso Frigg ein Falkengewand, mit dem sie dem Vogel gleich hinweg fliegen kann.

Außerhalb Nordeuropas finden wir nur sehr wenige Zeugnisse dieser Göttin. Zumindest unser Freitag geht eindeutig auf sie zurück, wie das althochdeutsche frîatac, das altenglische frigedæg und das altfriesische frĭgendei zeigen. Im Lateinischen ist dieser Tag der dies veneris und Venus und Frigg könnten wirklich vieles gemeinsam haben, denn der Freitag war in einigen Gegenden Deutschlands früher der Tag, an dem bevorzugt geheiratet wurde. Auch dazu später mehr.

Aus der Völkerwanderungszeit sind uns zwei Geschichten über Frija überliefert. Der zweite Merseburger Zauberspruch berichtet uns von einem Ausritt Wodans und Phols (Baldrs), wobei sich eines der Pferde ein Bein bricht. Frija bespricht die zerstörten Knochen, kann aber nicht helfen; das gelingt erst Wodan. Im achten Jahrhundert berichtet uns Paulus Diaconus (zw. 725 u. 730 – zw. 797 u. 799) in seiner *Historia Langobardorum*, woher das Volk der Langobarden seinen Namen hat. Demnach hießen die am Unterlauf der Weichsel siedelnden Langobarden einst Winniler und wurden vom Stamm der Vandalen bedroht. Letztere rüsteten zum Kampf und beteten zu Wodan, der ihnen versprach, dass jenes Volk den Sieg erhielte, das er frühmorgens als erstes erspähe. Gambara, die Mutter der winnilischen Herzöge, riet ihrem Volk hingegen zu Wodans Frau Frea zu beten. Die Göttin hörte und gab den Frauen der Winniler die Anweisung, sich am frühen Morgen im Osten aufzustellen und ihr langes Haar wie einen Bart vors Gesicht zu binden. Die Frauen taten so und listig, wie sie war, drehte Frea das Bett Wodans noch vor Sonnenaufgang nach Osten. Kaum dass er erwacht war, erblickte der Gott die Winnilerinnen und fragte seine Frau erstaunt, wer diese Langbärte (Langobarden) seien, woraufhin Frea nur entgegnete: „Du hast ihnen den Namen gegeben, nun gib ihnen den Sieg!“ Wodan musste sein Versprechen halten und den Winnilern den Sieg über die Vandalen gewähren; erstere nannten sich seitdem Langobarden. Entgegen seiner eigenen Absicht hatte Frea ihren Gatten so mit List dazu gebracht, den Winnilern den Sieg zu schenken.
Von einem anderen Täuschungsmanöver Friggs ist im *Grimnismal* der jüngeren Edda die Rede. Odin und Frigg saßen gemeinsam auf ihrem hohen Thron Hlidskjalf und überblickten die Welt, als Odin sich damit brüstete, dass sein Schützling Geirröd als König herrsche, während Friggs Schützling Ansgar in einer Höhle sitze und mit einer Riesin Kinder zeuge. Die Göttin erwiderte gereizt, dass Geirröd zwar ein Land beherrsche, aber ein schlechter und geiziger Gastgeber sei, der es seinen Besuchern an allem mangeln lasse. Das war natürlich glatt gelogen, doch Frigg sorgte mit List dafür, dass Odin der Lüge Glauben schenkte und Geirröd unterging. Noch bevor der Gott als Wanderer verkleidet

am Hofe des Königs eintraf, um Friggs Anschuldigungen zu prüfen, hatte diese längst ihre Magd Fulla zu Geirröd gesandt und ihn warnen lassen, dass ein böser Zauberer auf dem Weg zu ihm sei, den er daran erkennen könne, dass kein Hund ihn anbellen werde. Da nun die Hunde bei Odin, der sich Grimnir nannte, nicht anschlugen, ließ der König ihn peinigen und ohne Kost ausharren. Friggs Anschuldigungen schienen sich so bestätigt zu haben und der Wanderer entzog dem König wegen dieser schweren Verletzung des heiligen Gastrechts die Gunst; Geirröd musste sterben.

Friggs Schläue und List zeigt sich auch auf sexuellem Gebiet. Wie Freyja, so haftet auch ihr der Ruf an, mannstoll zu sein und Beziehungen ganz zu ihrem Vorteil einzugehen. Ihren Mann Wodan/Odin soll sie des Öfteren betrogen und überlistet haben.
Einmal erschien Loki als Ankläger. In der *Lokasenna* beschimpfte er Frigg als lüsternes Weib, das Odin mit seinen Brüdern Vili und Ve betrogen habe. Ähnliches weiß die norwegische *Ynglingasaga* zu berichten. Diese Saga beschreibt Odin als großen Krieger und historischen Vorfahren der norwegischen Könige, der aus einem asiatischen Land (Asaland) nach Nordeuropa gekommen sein soll. Glaubt man dieser Erzählung, so übernahmen Odins Brüder Vili und Ve während einer längeren Abwesenheit des Königs die Macht in Asaland, teilten das Reich unter sich auf und nahmen beide seine Frau Frigg zur Gemahlin.
Dass ein anderer Gott Odin von der Macht verdrängt und Frigg zur Frau nahm, weiß uns auch der dänische Chronist Saxo (Saxo Grammaticus, ~1140 – ~1220) zu erzählen. Auch er beschreibt Odin als historische Person und zwar als byzantinischen Herrscher, dessen Ruhm bis nach Nordeuropa strahlte. Ihm zu Ehren hätten die nordischen Fürsten eine vergoldete Bildsäule anfertigen lassen, die sie nach Byzanz sandten. Frigg war eifersüchtig und gedachte, das Standbild ihres Gatten des Goldes zu berauben, was ihr auch gelang; nicht zuletzt durch die Hilfe eines Dieners, dem sie sich hingegeben hatte. Diese Schmach zwang Odin, sein Land zu verlassen und Herrschaft und Weib an einen anderen abzutreten, der bei Saxo den Namen Mitodin trägt. Eine ganz ähnliche Geschichte existiert über Frejya: Sie schlief in vier aufeinander folgenden Nächten mit vier Zwergen, um das goldene Halsband Brisingamen zu erhalten.



Arthur Rackham: Frigg (1910)

Aber Frigg kann auch anders. In Snorris *Gylfaginning* treffen wir sie als besorgte und trauernde Mutter, die ihren Sohn Baldr zu schützen versucht. Jener wurde von üblen Träumen geplagt und berichtete den Göttern davon. Damit ihm kein Leid geschehe, beschloss Frigg, allen Dingen der Welt einen Eid abzunehmen, dass sie ihn nicht verletzen mochten. Sie wand sich an Feuer und Eisen, Steine, Wasser und Erze sowie an alle Pflanzen und Tiere und alle versprachen ihr, Baldr keinen Schaden zuzufügen. Nur die Mistel vergaß sie und das fand der zwielichtige Trickster Loki heraus, dem Baldrs neue Unverwundbarkeit missfiel. Mit einer List brachte er Baldrs blinden Bruder Hödur dazu, den Gott mit einem Mistelzweig zu durchbohren. Bitter war daraufhin Friggs

Klagen in ihrem Palast Fensalir, doch all ihre Bemühungen, den geliebten Sohn aus der Unterwelt zurückzuholen, scheiterten.
Auch um ihren Gatten zeigte sie sich besorgt. Beide berieten sich, ehe Odin sich auf den gefahrvollen Weg zum Riesen Wafthrudnir machte, von dem es heißt, dass er alles Wissen der Welt besäße. Odin wollte sich mit ihm messen, doch Frigg versuchte ihn zum Bleiben zu bewegen, da sie die Angelegenheit für zu gefährlich hielt. Als er doch ging, gab sie ihm einen Segen mit auf den Weg: *„Reise gesund, gesund komme wieder! Gesund wandre den Weg! Nicht fehle dir Weisheit, Vater der Menschen, wenn mit dem Riesen du reden musst.“*
In der Ragnarök, dem Weltenbrand, der die alten Götter verzehrte und ein neues Zeitalter einleitet, verliert sie schließlich auch Odin. Er fällt im Kampf gegen den großen Wolf.
Frigg ahnte das Unheil voraus. Und tatsächlich wird ihr die Gabe zugeschrieben, das Schicksal von Göttern und Menschen vorhersehen zu können. Allerdings greift sie nie in den Lauf des Schicksals ein und lässt ihren Vorahnungen keine Taten folgen.
Angerufen wurde Frigg von den Menschen scheinbar immer dann, wenn es um Ehe, Liebe und Gesundheit ging. Wie wir schon am Freitag gesehen haben, scheint die Ehe unter ihrem Schutz zu stehen. Snorri behauptet, dass die Göttin Lofn von Frigg und Odin die Erlaubnis erhalten hätte Ehen zwischen Menschen zu stiften, deren Liebe vorher durch Hindernisse gehemmt war. Allerdings ist Snorri manchmal mit Vorsicht zu genießen, da er die Zuständigkeitsbereiche kleinerer, weiblicher Gottheiten, von denen nicht viel mehr als der Name überliefert war, gern recht freimütig aus diesem ableitete; so könnte er auch bei Lofn getrickst haben.
Frigg selbst scheint wirklich bei Unfruchtbarkeit angerufen worden zu sein, ebenso in Kindsnöten, also bei schweren Geburten; auch bei Liebeszaubern hoffte man auf ihre Gunst. In den Merseburger Zaubersprüchen tritt sie als Frija auf und bespricht zusammen mit ihrer Schwester Volla das gebrochene Bein eines Pferdes; doch erst Wodan gelingt der Zauber. Auch die auf dem Lyfjaberg inmitten einer Waberlohe sitzende Menglada („die sich über Schmuck freuende“) wird mit Frigg identifiziert. Der Berg galt als Ort der Heilung, den Lahme und Kranke bestiegen, um durch die Kraft der Göttin und ihrer Jungfrauen geheilt zu werden.

Sie ist nicht die einzige, die als Avatar oder Beiname der Großen Göttin in Frage kommt. Auch Sága, die zusammen mit Odin in Søkkvabekkr („die in der Tiefe versenkte Bank“) täglich aus goldenen Schalen trinkt, scheint mit Frigg identisch zu sein und zwar nicht nur wegen ihrer intimen Nähe zu Odin, sondern auch weil Frigg ebenfalls in den Wassertiefen lebt. Die Jungfrau Fulla gilt als Kammerjungfer der Götterkönigin und ist in all ihre Pläne eingeweiht. Seltsamerweise taucht sie in den Merseburger Zaubersprüchen als Frijas Schwester auf. Der Name steht jedenfalls für Fülle und Überfluss; in ihr verkörpert sich Frigg als Spenderin von Reichtum und Segen. In Dänemark und Teilen Schwedens war die Fruchtbarkeitsgöttin Gefjon bekannt, die auch in der *Lokasenna* erwähnt wird. Hier spricht Loki:
„Schweig du, Gefion! Sonst vergeß ich's nicht, wie dich zur Lust verlockte jener weiße Knabe, der dir das Kleinod gab, als du den Schenkel um ihn schlangst.“
Auch Gefjon bot also angeblich Sex, um in den Besitz von Schmuck zu gelangen – derselbe Vorwurf, der auch Frigg und Freyja gemacht wird. Hlin steht für den schützenden Aspekt Friggs, der die Menschen vor Gefahren bewahrt, Eir verkörpert die Heilkunst. Und noch viele weitere könnte man aufzählen.

Im schwedischen Volksglauben scheint die Göttin lange Zeit mit dem Haushalt in Verbindung gebracht worden zu sein und teilte sich diesen Aufgabenbereich mit Thor, der seine Hände ebenfalls segnend über Haus und Hof hielt. So wurde am Donnerstag, der eigentlich dem Thor heilig war, auch Frigg verehrt. An diesem Tag besuchten die göttlichen Wesen den Haushalt und sahen nach dem Rechten.
Als Schirmherrin der Frauenarbeiten war Frigg besonders eng mit dem Spinnen verbunden. In Schweden scheint es daher Tradition gewesen zu sein, am Donnerstag nicht zu spinnen, da man glaubte, dass die Göttin selbst dies erledigen wolle. Glaubt man schwedischen Erzählungen, so lassen sich am Donnerstagabend manchmal ein alter Mann und eine alte Frau am Spinnrad sehen – Frigg und Thor. Der Spinnrocken ist daher auch eines ihrer wichtigsten Attribute und wurde sogar am Himmel verewigt, denn das Sternbild Orion war im Norden als Friggs Rocken oder Friggs Spinnrad bekannt. Wie alle Göttinnen, die mit dem Spinnen zu tun haben, gilt sie als sehr zauberkundig.
Mehrere heilkräftige Pflanzen erhielten daher auch den Namen Friggjargras, so zum Beispiel das Gefleckte Knabenkraut (Orchis maculata) auf Island, das den dortigen Männern von ihren Frauen unters Kopfkissen gelegt wurde, um die Potenz zu fördern. Ein anderes Beispiel ist das Labkraut (Galium verum) in Schweden, welches nach der Geburt ins Wochenbett gelegt wurde, um die Schmerzen der Mutter zu lindern.

Oft ist gefragt worden, was Frigg und Freyja unterscheidet oder ob sie nicht doch eine einzige Göttin verkörpern und nichts als gegenseitige Avatare sind. Frigg ist die höchste und erste unter den Asen, während Freyja zur Götterfamilie der Wanen zählt, die einen stärkeren Bezug zu Fruchtbarkeit, Sexualität und Vegetation zu haben scheinen. Andererseits kann man auch Frigg nicht absprechen, viel mit Belangen der Liebe und Fruchtbarkeit zu tun zu haben. Beiden Göttinnen wird „Buhlerei“ vorgeworfen, beide scheint die Liebe zu Gold und Schmuck zu verbinden, beide sind Gestaltwandler und helfen bei der Geburt und bei unerfüllter Liebe. Ihre Väter sind Erdgottheiten, Fjorgynn bei Frigg und Njörd bei Freyja. Nicht zuletzt sind die Partner beider verdächtig, denn Freyjas Mann Odr erscheint wie ein Beiname Odins und beide sind Wanderer zwischen den Welten.
Einige meinen ja auch, Frigg und Freyja seien Teile einer Göttinnen-Dreiheit, zu der vielleicht noch Iduna oder Hel gerechnet werden könnten. Ehrlich gesagt, sind mir die beiden dafür aber zu ähnlich. Ich glaube vielmehr, dass wir es tatsächlich mit zwei Göttinnen zu tun haben, die ursprünglich aus verschiedenen Pantheonen stammen und sich ziemlich stark beeinflussten, weshalb wir heute auch nicht mehr wissen, welche Mythen, Attribute und Geschichten ursprünglich auf welche der beiden Damen zurückgeht.

Abschließend kann ich nur noch einmal sagen, dass Frigg viel umfassender ist, als ich je angenommen hätte. Freiheitsliebend ist sie, selbstbewusst, stark, listig und zauberkundig. Sie ist eine Große Mutter, die ihre menschlichen und göttlichen Kinder beschützt und jeder männlichen Kraft ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen ist. Sie weiß das Leben zu schützen und ihre eigenen Ziele gleichzeitig mit aller Macht zu verfolgen. Ich glaube sie wird ziemlich unterschätzt.

Garm

Quellen:
De Vries, Jan, Altgermanische Religionsgeschichte, Berlin 1970
Genzmer, Felix, Die Edda, Jena 1933
Golther, Wolfgang, Handbuch der Germanischen Mythologie, Wiesbaden 1993
Meyer, R. M., Altgermanische Religionsgeschichte, Berlin 1909
Pinson, R. W., Götter- und Heldensagen, Bindlach, 1995

Der magische Kreis
Vom Sinn und Zweck

In der letzten Ausgabe wurde ein kurzer Abriss über die Geschichte des Kreises dargestellt, wobei die Vollständigkeit bei solch einem umfassenden Thema kaum gegeben sein kann. Fast jeder okkulte Schriftsteller stellt den Kreis ein wenig anders dar, geht auf mitunter verschiedene Ursprünge für seinen Ansatz ein und verifiziert somit seine Theorie. In den meisten, älteren Texten jedoch wird einfach nur mit Anweisungen gearbeitet, womit nicht einmal die Herkunft dieser Ritualvorschrift erläutert wird. Dies erschwert natürlich die Suche nach dem Ursprung und verschleiert die Grundidee dieser Praxis, bis nur noch schwärzeste Leere zu finden ist.

Daher habe ich mich entschlossen, die Grundidee des Kreises aus einem weniger historischen und wissenschaftlichen Blickwinkel zu beleuchten. Auch wenn wir nun im Ansatz wissen, woher der Kreis stammen könnte und dass er schon sehr lange für magische Disziplinen verwendet wird, so ist dennoch das *Warum* nicht geklärt. Sicherlich kann man Traditionen ungefragt annehmen, jedoch ist es wichtiger denn je, eine Tradition mit Inhalt füllen zu können. Denn viele dieser Traditionen, deren Inhalt längst vergessen ist, werden irgendwann ebenso in Vergessenheit geraten und man wird sich von ihnen abwenden, da die Grundlage, der Sinn des Handelns, nicht mehr nachvollziehbar ist.

Diese Ansichten, die ich nun in den nächsten Abschnitten erläutern möchte, sind vordergründig individuelle Ansichten und sollen lediglich Denkanstöße setzen, um seine eigene Realität des *Warums* zu erschaffen. Wichtig ist in erster Linie das Verstehen und Nachvollziehen, denn hier geht es nicht um empirische Wahrheiten, sondern um die Möglichkeit einer emotionalen und intuitiven Inhaltsfindung für eine Praxis, die schon vor der Antike existierte und über Jahrtausende weitergeführt wurde.

Die Anfänge des Kreises

Der Kreis gilt als eine gleichmäßige Form, in welcher der Mittelpunkt dieselbe Entfernung zu allen beliebigen Punkten auf der Kreisbahn hat. Dies mag erstmal wissenschaftlich und neuzeitlich klingen, dennoch ist es ein recht praktisches Phänomen, welches schon sicherlich unbewusst in der Steinzeit Verwendung fand. Wenn wir allein an ein wärmendes Feuer denken, so haben sich die Mitglieder der Sippe stets kreisförmig um dieses Feuer angeordnet. Sicherlich werden sie auch andere Formen ausprobiert haben, dennoch ist der Kreis die wahrscheinlichste Form. Der Grund dafür ist mehr als einfach: Wenn wir von einer gleichmäßigen Abstrahlung der Wärme ausgehen, wird in der Gemeinschaft dafür gesorgt, dass es jeder warm hat, denn jeder Einzelne ist ein Bestandteil der Sippe und wichtig für ihr Überleben. Das Feuer wird somit zum Mittelpunkt eines Kreises, die Energie des brennenden Holzes wird gleichmäßig auf alle Anwesenden verteilt.

Natürlich beeinflussen auch andere Gegebenheiten in der Natur die Wichtigkeit des Kreises als höchstes Prinzip. Wenn ein Mensch die Natur wahrnimmt, dann ist es am Tag warm und hell, in der Nacht kühl und dunkel. Und zwangsläufig ist die Sonne dafür verantwortlich, denn, wenn sie da ist, wird es hell und warm, geht sie unter, wird es somit auch wieder dunkler und kälter. In der Nacht sind noch die meisten Raubtiere unterwegs, vor denen der Mensch sich schützen muss, denn er sieht weniger in der Dunkelheit. Lediglich bei Vollmond kann er durch das Mondlicht ausreichend sehen, um eventuell das Land zu beobachten.

Was uns selbstverständlich auffällt, ist die runde Form von Sonne und Mond. Der Jäger und Sammler ist auf das Licht angewiesen, um ausreichend sehen zu können, damit die Nahrungssuche und das Überleben gesichert werden konnten. Daher nimmt er die runde Form gewissermaßen als schicksalhaft und vorbestimmend für seine Gunst wahr. Die runden Himmelskörper werden somit „vergöttlicht“, der Kreis ein Symbol für Gunst, Erfolg, Schutz und Leben.

Ebenso können wir somit davon ausgehen, dass diese Einführung des Kreises als göttliches Symbol für die ersten Riten ausschlaggebend war. Tänze wurden durchgeführt, die eben eine kreisförmige Bahn beschrieben, somit das Wohlwollen der „runden Götter“ erbitten sollten. Der eintretende Erfolg bestätigte das Wirken, so wie der Misserfolg eben ein Zeichen für die Missgunst des Schicksals war. Aus dieser Überlegung heraus können wir eventuell die Erschaffung von Dankes- oder Opferriten begründen, um eben diese Gunst weiter für sich zu erhalten.

Die Folgen und die Universalität

Zwangsläufig ist der Mensch ein Wesen, was die Erfahrungen aus seinem Leben vorerst auf viele andere Situationen anwendet, bis er gezwungen wird, andere Überlegungen anzustellen, wenn sich der gewünschte Erfolg nicht einstellt. Aus dieser Eigenschaft heraus können wir annehmen, dass dieses Konzept des Kreises übernommen und über Generationen immer weiter ausgedehnt und ausgebaut wurde.

Die Einfachheit und Perfektion der runden Form verankerte sich weiter in der Gesellschaft, was man an verschiedensten Gegenständen des Alltags entdecken konnte und noch immer kann. Die Gefäße, die für Nahrung und somit auch für das Überleben der Sippe dienten, sind von runder Gestalt. Die Töpfe, Tiegel, Schalen und Kessel, Trinkbecher und Teller haben allesamt die gleiche Grundform. Sicherlich ist bei den ersten Tonarbeiten auch der praktische Gedanke sehr vordergründig, denn einen runden stabilen Becher zu formen ist weitaus leichter, als ihn eckig zu machen. Dies mag vielleicht alles zufällig sein, dennoch sind die Korrespondenzen deutlich zu erkennen. Hier könnte auch der erste Fruchtbarkeitskult seine Ursprünge haben, denn auch der Bauch einer Schwangeren wird rund, der somit auch das weitere Überleben der Sippe sicherte.

Die Kunstfertigkeit in Verbindung mit der runden Form ist sicherlich auch in den so genannten Venus-Figuren zu finden, die allesamt eine übertrieben üppige und runde Form aufwiesen. Daraus können wir sicherlich schlussfolgern, dass es sich keinesfalls um ein Idealbild der prähistorischen Männer gehandelt haben muss, sondern eher um ein eindeutiges Bekenntnis zur Fruchtbarkeit, Göttlichkeit und zum Leben. Wenn also diese Figuren so rund und in unserem heutigen Auge dicklich waren, dann wahrscheinlich

eher aus dem Drang des Tributs an die göttliche Form des Kreises, der das Leben schenkt und sichert. Und was könnte das eher sein als eine Frau, die eben durch die Schwangerschaft rund geworden ist und somit den Garanten für den Erhalt der Gesellschaft darstellt.
Im weiteren Verlauf der Zeit ist in fast jeder Gesellschaftsform der Kreis zu finden. Die Sonnenkulte sind natürlich sehr offensichtlich mit der runden Form ausgestattet, aber auch das Halbrund und die Mondsichel als Symbol für die Mysterien in der Dunkelheit gliederten sich in verschiedene Epochen und Kulturen ein. Nachdem der Mensch viele, neue Technologien entwickelt hatte und sich allmählich von der Gunst des Ursprunges entfernte, bekamen auch andere Formen hohe Stellenwerte. Jedoch blieb der Kreis immer erhalten, auch wenn ihm gelegentlich andere Eigenschaften zugesprochen wurden, wie es zum Beispiel beim Heiligenschein im Christentum der Fall ist. Dennoch blieb auch eine Krone rund, die eben ein Herrschaftssymbol über das Volk und das Land ist.

Von der Neuzeit und der Magie

Nachdem wir nun etliche Zeitalter vorangeschritten sind, finden wir den Kreis noch immer in vielerlei Dingen des Lebens. Das Rad ist zum Beispiel ein Gebilde, welches uns die Fortbewegung erleichtert, der Fluss verschiedenster Dinge beschreibt nach wie vor das Phänomen eines Kreises, der eben keinen Anfangs- und Endpunkt besitzt, oder auch unendlich viele. Der Begriff „Kreislauf" verdeutlicht diese Eigenschaft am einfachsten, da immer wieder zu einem bestimmten Punkt zurückgekehrt wird, um den Weg immer wieder neu zu beschreiten. Selbst der Strom steht hierzu in Beziehung, wie auch das Wasser auf unserem Planeten. Die Unendlichkeit der Dinge drückt ebenfalls der Kreis aus. Es verhält sich wie mit der Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt, dem Ouroboros. Wenn wir genau hinschauen, kann uns selbst in dieser technologisierten Gesellschaft die Wechselwirkung und der Kreislauf von sämtlichen Formen unseres Seins bewusst werden.
Vordergründig wollen wir uns aber nun mit der Magie beschäftigen. In vielen Traditionen finden wir auch noch heute den Kreis, der sich nicht nur auf dem Boden wieder finden lässt. Der Kelch und das Räucherfass besitzen die Form eines Kreises, Schutzamulette haben meist die gleiche Form, ebenso wie Symbole, Siegel und viele andere Gegenstände und Utensilien. Doch diese ganzen Dinge sind nicht unbedingt an die komplette und ursprüngliche Bedeutung des Kreises gebunden, manche bedienen sich lediglich Teilaspekten von Schutz, Erfolg und Leben.



Engl. Faustillustration, um 1620

Der Kreis als zentraler Ort des magischen Ritus hat natürlich eine lange Tradition. Doch auch wenn wir nicht eindeutig und universell seinen Ursprung ausmachen können, so hat er doch eine Funktion, die überall in den Kulten und Ansätzen fast deckungsgleiche Eigenschaften aufweist. Er bietet Schutz und ist ein wichtiges Hilfsmittel, damit der magische Akt gelingen kann. Notwendig ist dieser Schutz allemal, gerade wenn wir uns mit solchen feinstofflichen Dingen wie Magie und Energie auseinandersetzen, die in der Grundform so ätherisch

sind, dass nicht jeder damit arbeiten kann und vielleicht auch sollte.

Bei vielen Praktiken der Magie ist ein solcher Kreis beinahe unumgänglich, da er erst einmal unterschiedliche Eigenschaften besitzt, die von essentieller Wichtigkeit für das Gelingen der magischen Arbeit sind. Wie oben erwähnt, ist er ein Schutz, der verhindern soll, dass sich ungewollte Kräfte in unmittelbarer Nähe des Magiers manifestieren. Weiterhin grenzt er auch aus und soll somit verhindern, dass die Dinge außerhalb des Kreises Einfluss auf die magische Arbeit innerhalb des Kreises haben. Eine weitere Eigenschaft ist, dass die im Kreis gewirkte Magie nicht den Kreis willkürlich verlassen kann. Somit kann die Arbeit nicht entweichen, solange sie noch vom Magier zur Vollendung gebracht wird.
Warum sich ein Kreis für die Magie am besten eignet, lässt sich relativ leicht verstehen. Die spezielle Form hat die Eigenschaft, dass sie keinerlei Schwachpunkt bietet. Jeder definierte Punkt ist genauso stark wie ein anderer willkürlicher Punkt auf der Kreisbahn. Natürlich reden wir hier vom Idealfall und das bedeutet nicht, dass es auch durchaus instabile Kreise geben kann. Die Aussage ist lediglich diese, dass der Kreis von sich aus schon eine große und gleichmäßige Stabilität besitzt. Die Korrespondenzen des Kreises, die ihm schon in den Anfängen der Form zugesagt wurden, sind ein weiteres bestätigendes Element. Schutz und Erfolg sind in der Magie eine Pflicht, denn ohne diese Grundlagen in Aussicht zu stellen, bräuchte man kein magisches Ritual der Welt beginnen.

Die Möglichkeiten, wie man einen solchen Kreis ziehen oder beschwören kann, sind ebenso endlos wie vielfältig. Dennoch ist das Gelingen für das Errichten eines solchen unabhängig von der Technik, sondern vielmehr abhängig von dem Magier an sich. Er muss eben in der Lage sein, diesen Kreis für sich als wirkungsvoll zu sehen, welches durch die Korrespondenzen des Kreises bestmöglich gefördert wird. Doch er muss auch das Selbstvertrauen haben, dass eben genau dieser Kreis, den er zieht, die Macht besitzt, das zu bewirken, wofür er gedacht ist. Hier spielt natürlich auch das Unterbewusstsein eine große Rolle, welches selbst Energien in das magische Wirken einfließen lässt. Hier dienen die verschiedensten Werkzeuge des Magiers als Unterstützung für seinen Glauben oder seine Überzeugung.

Der Hintergrund zum Kreis im Wicca

Im Speziellen möchte ich hier natürlich noch auf den Kreis im Wicca eingehen. Selbstverständlich gleicht dieser auch der Beschreibung zum magischen Kreis, dennoch ist der Kreis für viele Wicca noch mehr, als er für einen „durchschnittlichen Magier"[1] ist, denn hier fügt eine gewisse Religiosität noch weitere Eigenschaften hinzu.

Der Wicca arbeitet hauptsächlich in einer Gruppe, einem sogenannten Coven, in dem bis zu 13 Mitglieder in einem Kreis stehen. Das mag vorerst nicht besonders klingen, denn bei einigen Gruppenritualen verschiedenster Gastgeber kann es schon einmal passieren, dass mehr als 50 Menschen „in einem Kreis" stehen. Die Besonderheit leitet sich durch die Priesterschaft und die damit verbundene Bruder- und Schwesternschaft ab. Hier wird vordergründig als vollkommen harmonische Gemeinschaft im Ritual gehandelt, gleichberechtigt und von gleichem Wert für die Arbeit eines Covens.
Trotz verschiedener, spezieller Rituale und diversen Rollenaufteilungen agieren die magischen Kräfte des Covens als ein Ganzes.

1 Ich möchte keinesfalls Ritualmagier verschiedenster Orden verallgemeinern oder diffamieren, daher gehen wir bei der Beschreibung eines durchschnittlichen Magiers von einem allein praktizierenden Anhänger der Zeremonialmagie ohne Gruppenzugehörigkeit aus.

Gerade bei Bestandteilen wie dem Kraftkegel, bei dem in der Mitte des Kreises die Energien produziert und gebündelt werden, wird die Gemeinsamkeit im Kreis hervorgehoben und verdeutlicht. Hier mag man vielleicht ein altes Sprichwort rezitieren, wie zum Beispiel: „Eine Kette ist so stark wie ihr schwächstes Glied“, doch dieses trifft auf den Coven eben nicht zu. Durch die harmonische Bündelung der Kräfte wird eine potenzierte Energie erzeugt, welche dann vom Kollektiv im Kreis gelenkt werden kann.

Im Wicca dient der Kreis somit nicht nur dem Schutz und der Kontrolle der Magie, sondern auch der Gemeinschaft, wie wir es in den archaischen Anfängen unserer Kultur finden können. Ebenso wird das Leben gebührlich verehrt, der Zusammenhang zu den Fruchtbarkeitskulten tritt ebenso in den Blickpunkt, gerade bei typischen Ritualen wie dem Hieros Gamos. Der Zyklus des Lebens ist ebenfalls auf den Kreis ausgerichtet, wodurch dieser immer mehr und direkter mit den Lehren und letztlich auch mit dem Unterbewusstsein eines Wicca verbunden wird. Die zusätzlichen Korrespondenzen dieser Art können den Kreis sehr stabil machen, denn gerade bei einer Gruppe muss ein Kreis durch die unterschiedlichen Energien der Mitglieder äußerst stabil und belastbar sein, um sich halten zu können und so eine sichere magische Arbeit zu gewährleisten.

Aus eben diesem Grund gibt es in manchen Wicca-Ritualen das Amt eines Kreiswächters. Dieser ist allein für die Aufgabe vorgesehen, den Kreis zu schützen und zu halten. Keinesfalls ist diese Aufgabe gering, da sie durchaus essentiell für das Gelingen des Zaubers im Kreis sein kann. Daher sollten vorrangig erfahrene Mitglieder diese Aufgabe ausführen, da sie nicht nur für den äußeren Kreis verantwortlich sind, sondern auch die Gemeinschaft bei der Fusion der magischen Kräfte unterstützt. Hauptsächlich wird dieses Amt bei wichtigen Ritualen eingesetzt, bei denen auch „Gäste“ anwesend sind, um die Harmonisierung zu vereinfachen und mögliche Störungen des Energieflusses auszugleichen.
Natürlich kann ich nur betonen, dass ich hier nicht für alle Wicca spreche, da gerade diese Tradition eine sehr individuelle Glaubensstruktur begünstigen kann. Somit könnte man von jedem Wicca unterschiedliche Antworten auf gleiche Fragen bekommen. Und gerade dies ist der Grund, warum vieles recht unkompliziert funktionieren kann, denn für jeden Menschen kann die Magie anders funktionieren. Ebenso wird jeder von uns den Kreis etwas anders ziehen, auch wenn die gleichen Gesten verwendet werden, und das in allen magischen Praktiken der Welt. Nur letztlich einen wir uns alle in der Tatsache, dass wir diesen Kreis errichtet haben, egal wie oder warum.

Am Ende steht der Anfang

Letztlich ist es gleich, wie ihr euren Kreis errichtet oder was genau ihr darin tut. Die Grundlage dafür bildet meist dieses uralte Gedankenkonstrukt von Sicherheit und Gelingen. Wenn euch andere Gedanken über den Ursprung in den Kopf kommen, ist das völlig legitim und auch gut so, denn ein Einzelner mag vielleicht einige wichtige Punkte übersehen. Die Gedanken aller bilden letztlich eine weitere Möglichkeit für die Deutung des Kreises, der sich ins Kollektiv unserer Geschichte eingliedert und wie ein neuer Stern ins Universum verankert wird.
Am Ende hat man seinen Kreis vollzogen, hat sich sein Urteil gebildet, und beginnt wieder am Anfang aller Dinge. Vielleicht wirst du dann selbst deine eigene Geschichte erzählen. Und vielleicht beginnt sie dann so: Es war einmal…

Fynn

Geschichte der Magie Teil IX

Die religiöse Welt Roms

Durch die heutige Quellenlage sind wir relativ gut informiert über die Vorstellungen, die die Menschen über Religion in der römischen Antike hatten. So legen beispielsweise Malereien, Literatur, archäologische Funde oder ganze Tempel Zeugnis davon ab. Nur gibt es eine Schwierigkeit, wie bei fast allen Themen, die etwas weiter in der Zeit zurückliegen: Die Quellenlage ist nicht eindeutig. Unter anderem existiert kein Gesamtwerk über die antike Sichtweise zu den römischen Göttern und Wesenheiten.

Die römische Religion kann man auch nicht als eine Art System verstehen, wie man es von den heutigen, großen Religionen vielleicht kennt. Es gibt keinen großen Propheten oder Begründer oder eine in sich geschlossene heilige Schrift. Die römische Religion ist vielmehr ein Zusammenschluss mehrerer, verschiedener, naturreligiöser Strömungen, die sich innerhalb der antiken Zivilisation weiterentwickelt haben.
Durch die Offenheit der Römer war es leicht, stets neue Bausteine für die Patch-Work-Religion zu übernehmen und diese zu integrieren. Es verwundert nicht, dass immer wieder Götter und Wesenheiten aus fremden Kulturen auftauchen. Das machte es jedoch auch für die römische Götterwelt leicht, sich zu einem komplexen Gebilde aus Mythen, Legenden, Sagen, Riten, Kulten und Geschichten zu entwickeln.
Und natürlich war es auch für die Eroberungszüge ein Vorteil, da die römische Offenheit und Toleranz es in religiöser Hinsicht vereinfachte, fremde Regionen in das römische Reich zu übernehmen. Dieses Bild einer so breit gefächerten Götterwelt geriet erst ins Schwanken, als die monotheistischen Religionen, speziell das Christentum, im römischen Reich Einzug hielten. Die Vorstellung, es gäbe nur einen einzigen Gott, war den Römern fern und fremd, sodass die ersten Christen mehr als zwei Jahrhunderte der Verfolgung über sich ergehen lassen mussten, bis das Christentum irgendwann Staatsreligion wurde und alle anderen heidnischen Strömungen versiegten. Aber das ist eine andere Geschichte.

Das Glaubensbild in Rom war also geprägt durch die Verschmelzung verschiedener Kulte und Gottheiten anderer Kulturen und den Überlieferungen und Riten aus der eigenen Vorzeit.
Es gab große Hauptgötter, die ein Fundament für die Staatsreligion lieferten und überall verehrt wurden. Die römische Götterwelt war sehr umfangreich, sodass man von vielen Gottheiten nur noch den Namen weiß. Einige verschmolzen im Laufe der Zeit miteinander und andere wurden vom Erdboden getilgt, indem weitere Gottheiten ihren jeweils wichtigsten Aspekt übernahmen. Da für die Römer nicht die Wesenheit im Vordergrund stand, sondern eher ihre Funktion, konnte es passieren, dass mehrere Namen für eine Gottheit verwendet wurden. Zum einen wegen der Ähnlichkeit der Kulte und zum anderen wegen der Übernahme kleinerer Gottheiten als Aspekte einer größeren.

Man kann trotzdem eine Einteilung vornehmen, auch wenn es schwierig ist eine genaue Trennung zu bewerkstelligen, weshalb man an dieser Stelle eher nur Beispiele nennen kann, damit der Leser eine Vorstellung davon bekommt. Bei vielen zeigt sich in der Funktion wieder der griechische Einfluss auf die römische Kultur. So erkennt man in Jupiter einige Züge von Zeus und in Juno etwas von Hera wieder. Aber zu den herrschenden, himmlischen oder Hauptgöttern kann man noch Diana, Minerva, Mars, Venus und einige andere zählen. Hin und wieder kann man entdecken, dass es in der historischen Entwicklung der Gottheiten Zusammenhänge gibt, die auf eine Agrargesellschaft hindeuten, da die meisten in Zusammenhang mit der Segnung von Feldfrüchten und dem Ackerbau zu stehen schienen. Und auch heute noch kennen wir wichtige Namen aus der römischen Mythologie, nicht zuletzt durch die Namensgebung der Planeten in unserem Sonnensystem.

Dazu kamen dann die kleinen Gottheiten, die eher regional verehrt wurden – auch wenn man ihnen überall begegnen konnte. Das konnten Einzelaspekte oder Ausprägungen einer großen Gottheit sein.
An dieser Stelle kommt ein Unterschied zwischen der religiösen Praxis Roms und der Griechenlands zum Tragen. Während die Griechen ihre Götter eher als in sich vollständige Personen verehrten, waren die Römer in der Lage, die Gottheit in ihren unterschiedlichen Funktionen zu betrachten und in ihre Einzelaspekte zu zerlegen, die dann jeweils ihren eigenen Namen hatten. Das könnte jedoch auch daran liegen, dass einige der Hauptgottheiten sich im Laufe ihrer Entwicklung mehrere, kleinere einverleiben durften, sodass es einfacher war, sie in ihre Aspekte zu trennen und diese auch noch zu benennen.

Dass es keine große heilige Schrift gegeben hat, erwähnte ich bereits. Diese Tatsache und die praktische Veranlagung der Römer, was ihren eigenen Glauben angeht, ermöglichte es ihnen, die eigenen Kulte in ihren kleinen Bausteinen immer wieder zu verändern und zu variieren. Das bedeutet jedoch auch, dass das, was die Römer von den Griechen übernahmen, auch eine römische Basis bzw. Grundlage fand. Zwar waren die meisten Gottheiten im Bereich der Agrarwirtschaft angesiedelt, aber es gab im Kleineren auch viele Schutzgötter für andere Sachen, ob nun Eide, Türen, Häfen oder andere Aspekte des römischen Alltagslebens.

Und wir dürfen auch die Götter nicht vergessen, die wirklich an einen Ort gebunden waren, wie bestimmte Flussgötter und Nymphen. Der wohl bekannteste Flussgott ist der des Tibers in Rom.
Auch finden wir in der römischen Götterwelt zahlreiche Personifizierungen, die ihren eigenen Gottstatus bekamen. So wurden Tugenden wie Glück (Fortuna) oder Gerechtigkeit (Justitia) vergöttlicht. Doch nicht nur Eigenschaften, sondern auch geographische Begriffe wurden mitunter personifiziert. Jede Stadt hatte die Möglichkeit zu einem eigenen Stadtkult, so dass es passieren konnte, dass man über die Personifizierung versuchte, die Atmosphäre, das Wesen des Ortes zu beschreiben und charakterisieren.

Im Alltagsleben der Römer konnte man aber auch eine Menge an Geistern finden, meistens Schutzgeister, die ihre Wirkung auf bestimmte Orte oder Personen ausrichteten. Da sie alle ziemlich ähnliche Kulthandlungen hatten, wurden diese Wesenheiten zu einer einzigen Großkategorie zusammengefasst und in Mythen integriert. Diese Geistwesen waren scheinbar eines der ältesten religiösen Überbleibsel der Vergangenheit. Sie waren zudem greifbarer für die Menschen als die im Himmel wohnenden Götter. So waren die

Laren und Penaten Geister, die man unmittelbar in den eigenen vier Wänden verehren konnte. Manch ein reicher Bürger hatte daheim auch ein Lararium errichtet, also einen eigenen Hausaltar, der nur diesen Geistern diente. Die Laren waren oftmals die Geister der Verstorbenen aus der Familie, also die direkten Ahnen, während die Penaten Schutzgeister für Haus und Haushalt waren. Hier kann man auch den Genuis – die zeugende Kraft des Mannes und seine Persönlichkeit – hinzufügen, die ebenfalls im Lararium ihren Platz fand.



Römisch-christlicher Grabstein des 3. Jhds.: Das DM steht für „Dis Manibus“ („für die Geister der Toten“)

Doch die Bezeichnung Totengeist fand man eher im Zusammenhang mit Larven, Lemuren und Manen. Wobei, wie mir scheint, die Manen noch die harmloseren von den Geistern waren, die einen regelrecht heimsuchen konnten. Auf einigen alten römischen Grabsteinen findet man manchmal noch die Inschrift „di manes“. Das kann man übersetzen mit „göttliche Manen“ oder auch „gute Götter“. Die Inschrift auf den Grabsteinen diente dazu, dass der Verstorbene in deren Reihen aufgenommen wurde.

Jedoch wurde hier in der Verehrung ein großer Unterschied zwischen Mythen und einem Kult gemacht. Der Kult an sich ist ein klar definiertes Gebilde, welches durch Priester zum Ausdruck gebracht wird, während Mythen oftmals der Phantasie des Erzählers unterworfen sind – frei nach dem Motto: Kultische Handlungen auf Basis von Mythen kann jeder, ein ausgewachsener Kult lebt nur durch den Priester.

Da die Ausübung eines Kultes im römischen Reich sehr gefragt war, kann man davon ausgehen, dass auch das Priesteramt sehr begehrt war und die einzelnen Priester ein hohes Ansehen genießen durften. Jedoch gab es nicht nur Einzelpriester. Die Priesterwelt teilte sich zudem noch auf verschiedene Kultvereine und Priesterkollegien auf und hatte ebenso eine große Bedeutung im staatlichen Kultbereich. Jedoch gab es nur wenige Kulte, die Frauen in einer Priesterrolle vorbehalten waren, wie der Kult der Vesta oder der Bona Dea. Das Priesteramt war vorwiegend männerdominiert, wie der Mithras- oder der Jupiter-Kult. Auch die Zeichendeutung erfreute sich großer Beliebtheit.

Eine der wichtigsten Organisationen auf religiöser Ebene waren die bereits erwähnten Priesterkollegien, welche meistens aus Spezialisten des jeweiligen Kultbereichs bestanden, sodass es die Suche nach einem Spezialisten vereinfachte und man als Römer nicht gezwungen war, sämtliche Einzelpriester zu befragen. Sie waren im Vergleich zu den Kultvereinen eher für die Zeichendeutung und die administrativen Aufgaben zuständig. Die Kollegien konnte man in drei Kategorien teilen. Zum Ersten waren da die Pontifices, das Gremium, das die wichtigen oder tradierten Einzelpriester Roms zusammenfasste. Zum Zweiten gab es die Vorzeichendeuter, deren Gruppen die Auguren und die Haruspices waren. Und zum Dritten war da noch der religiöse Verwaltungsapparat, den

man unter den Quindecimviri und den Septemviri fand.
Diese Kollegien waren zumeist bereits alte Vereinigungen, die schon zur Königszeit Bestand hatten. Dadurch erfuhren sie eine lange Tradition aus der sich ein üppiges Sakralrecht herausbildete mit zahlreichen, religiösen Vorschriften, die sehr genau genommen wurden.
Man kann auch davon ausgehen, dass die Priesterkollegien politisch mächtig waren, da sie einen starken Einfluss auf den Alltag des Römers hatten und auf diesen einwirken konnten.

Neben den Priesterkollegien und den Einzelpriestern müssen auch die Kultvereine Erwähnung finden. In diesen Vereinigungen, die man auch unter dem Namen Sodales kennt, wurden alte Riten und Kulte praktiziert, für die Staatspriester nicht zuständig waren. Die Sodales waren auf das städtische Territorium Roms beschränkt und teilten sich untereinander noch einmal in verschiedene Aufgabenfelder auf. Die Fetiales bewegten sich im Bereich des öffentlichen Rechts, während sich die Luperci mit Fruchtbarkeitsriten und dem rituellen und religiösen Schutz der Herden vor Wölfen beschäftigten und die Salier Kriegsgötter mit ihren archaischen und wilden Gesängen und Tänzen verehrten.

Aber nicht nur in der Stadt Rom gab es Kultvereine, die keiner staatlichen Beschränkung unterlagen. Jeder konnte einen derartigen Verein für eine Gottheit oder, was man eben dafür hielt, gründen. Da verwundert es nicht, dass es eine recht große Zahl an Kultvereinen gab. Eine in meinen Augen gute Sache waren die zahlreichen Bestattungsvereine. So konnten auch ärmere Leute oder Personen, die aus den untersten Bevölkerungsschichten kamen, zu einem ordentlichen Begräbnis gelangen.

Vordergründig standen bei den Kultvereinen die regelmäßigen Treffen im Mittelpunkt, bei denen Neuigkeiten ausgetauscht oder Geschäfte abgehandelt wurden. Auch waren sie eine gesellschaftliche Einrichtung, da es in Not geratenen Mitgliedern leicht fiel Hilfe zu erlangen. Später wurden die Vereine unter staatliche Kontrolle gestellt und büßten so ihre Freiwilligkeit ein. Einkünfte gewannen die Vereine meist aus Eintritts- und Spendengeldern, durch Verpachtung oder Schenkungen. Diese Gelder flossen oft sofort wieder in die religiöse Praxis. Auf diese Weise wurden Tempel gepflegt, Opfer bezahlt oder das gemeinsame Mahl gesichert. Auch gab es Ausgaben für Bestattungen oder Ehrungen von Mitgliedern.

Im römischen Reich war es üblich, für verschiedene Belange entsprechende Spezialisten aufzusuchen. So gaben sich bei verschiedenen kultischen Handlungen Priester die Ehre und es wurden Magier für Verfluchungen aufgesucht. Wollte man ein Horoskop erstellt haben, um zu erfahren, unter welchem Stern ein wichtiges Ereignis stand, wurde ein Chaldäer bemüht. Die Bezeichnung „Chaldäer“ war gleichbedeutend mit „Babylonier“ und wurde im Laufe der Zeit zu einem Synonym für Astrologe. Die Vorzeichendeutung war sowohl im römischen Staatswesen als auch im Alltagsleben von großer Bedeutung. Zeichen wurden als der Wille der Götter interpretiert und durften nicht ignoriert werden.
Diese Spezialisten, auch Flaminen genannt, hatten verschiedene Aufgabenbereiche und Funktionen und bildeten eine Instanz, deren Ursprung noch über die Stadtgeschichte hinauszureichen scheint. Alle Spezialpriester waren Mitglieder der Pontifices und hatten ihre Aufgaben in speziellen Ritualen zu speziellen Gottheiten. Der Opferkönig, der Rex Sacrorum, stand in diesem Kollegium an erster Stelle. Er führte zwar keinen Vorsitz, hatte jedoch die sakralen Aufgaben des Königs

weiterzuführen, nachdem die Monarchie erloschen war.
Eine Sonderstellung nahmen auch die Vestalinnen ein, weshalb man sie ebenfalls bei den Spezialpriestern erwähnen kann. Sie arbeiteten für alle Römer, da sie die Hüterinnen des heiligen Feuers im Vestatempel waren. Ihr Repräsentant im Kollegium der Pontifices war der Pontifex Maximus.

Wie in allen Religionen machte man sich auch im antiken Rom Gedanken, was nach dem Lebensende passiert. Die Römer hatten einen ausgeprägten Jenseitsglauben, der sich wie das gesamte religiöse Bild jener Zeit durch verschiedene Einflüsse, wie zum Beispiel aus Griechenland, Ägypten oder Mesopotamien, geprägt hat.
Ebenjene Einflüsse ließen die Römer ihre Unterweltsvorstellungen kreieren. Und mit dem weiteren, intensiven Kontakt zum restlichen Mittelmeerraum, insbesondere zu Griechenland, passte sich das Bild der römischen Unterwelt immer mehr der griechischen an. So war der Herrscher der Unterwelt bei den Griechen Hades, welcher bei den Römern zu Pluto wurde, der zudem noch den Aspekt des Reichtums innehatte – wobei man hier anmerken muss, dass wahrscheinlich nicht unbedingt nur der irdische Reichtum gemeint ist. Anfänglich trug der römische Unterweltsherrscher und auch das Totenreich den Namen Orcus, der im 3. Jhd. v. u. Z. durch Pluto ersetzt wurde. Die Bedeutung des Namens Orcus konnte bis heute nicht eindeutig geklärt werden.
Das Totenreich selbst befindet sich im äußersten Westen, dort wo die Sonne untergeht, und erstreckt sich ins Innere der Erde. Es ist ein unterirdisches Reich, in dem mehrere Ströme fließen und wo vor den Augen des Herrschers das Totengericht abgehalten wird. Unter dieser Unterwelt existiert noch ein weiterer Ort, eine Verbannungsstätte, in der alle Verbrecher, die abscheuliche Taten vollbracht haben, ihr Dasein fristen, der Tartaros.

Im Gegenzug dazu gab es aber auch für alle Rechtschaffenen und Helden einen paradiesischen Ort, welcher als die „Insel der Seeligen“ oder auch Elysion bekannt ist.
Was durch das Studium der Quellen auffällt, ist, dass sich manche Ansichten über die römische Unterwelt widersprechen. Ein möglicher Grund sind die unzähligen Einflüsse, auf deren Basis sich kaum ganz konkrete Vorstellungen entwickeln konnten. Die Unterwelt selbst wurde viel eher in lyrischen Werken aufgegriffen und modifiziert.

Die heutige Quellenlage vermittelt uns ein recht vielfältiges gesamtreligiöses Bild des antiken Roms. Sehr viele Gottheiten und Wesenheiten, denen Aufmerksamkeit entgegengebracht wurde, zeugen in ihrer Entwicklungsgeschichte von anderen Kulturen. Natürlich war es dadurch einfacher, fremde Völker nach Eroberungen in den großen Staat zu integrieren, denn durch diese Vielfalt hatte jeder die Chance etwas Bekanntes wiederzuentdecken.
Doch die Gesamtfülle erscheint mir einer Art Überangebot gleich. Man steht in einem Süßwarenhandel und weiß überhaupt nicht, was man zuerst versuchen sollte. Die Römer haben an alles gedacht, denn augenscheinlich bleibt keine Lebenslage zumindest auf religiöser Ebene unbefriedigt.

Lilye

Quellen (Internetseiten Stand: Januar 2011):

Andreas Bendlin u.a. (Hg.), Axt und Altar – Kult und Ritual als Schlüssel zur römischen Kultur
Jörg Rülpke, Die Religion der Römer
E. Simon. Die Götter der Römer
L. Preller, Römische Mythologie
http://www.imperiumromanum.com/
http://de.wikipedia.org/

Pagane Erziehung

Rituale und Bräuche um Geburt und Schwangerschaft

Nach einem Einstieg mit dem Artikel über pagane Erziehung möchte ich die Serie nun weiter fortsetzen. Ich werde verschiedene Möglichkeiten des Umgangs mit Schwangerschaft und Geburt beschreiben, welche der Inspiration dienen sollen, denn natürlich ist auch jeder dazu angehalten, eigene Ideen zu entwickeln. Letztendlich gibt es auch hier kein Patentrezept und selbstentwickelte Rituale sind viel persönlicher und somit auch passender.

Mutter zu werden stellt ein zentrales Ereignis im Leben einer jeden Frau dar. Die Geburt ist der Moment, in dem der neue Erdenbürger als eigene Person in die Welt tritt, der erste Augenblick, in dem sich Mutter und Kind das erste Mal wirklich begegnen. Das Leben des Kindes und auch die damit verbundenen Rituale beginnen jedoch bereits in der Schwangerschaft und daher möchte ich auch hier einsetzen, bevor ich mich anschließend der Geburt und der Begrüßung des Kindes in der neuen Welt zuwende.

Schwangerschaft

Es ist eine menschliche Eigenschaft für herausragende Ereignisse im Leben spezielle Rituale zu entwickeln, um sie dadurch einfacher zu machen oder sogar zu feiern, und gerade bei Heiden wird darauf wieder vermehrt Wert gelegt.
Eine Schwangerschaft, der Eintritt eines Kindes in das Leben der Mutter und auch des Vaters ist eine große Veränderung, man könnte sogar sagen eine Initiation für alle drei Beteiligten. Doch es gibt verschiedene Möglichkeiten diese Übergangszeit bewusst zu gestalten, damit sie einem leichter fällt und man Freude daran hat.
Bereits mit dem Wissen über die Schwangerschaft kann man sehr unterschiedlich umgehen. Manche Frauen werden überrascht, vielleicht auch erfreut sein, andere erschrocken und ängstlich.

Eines der ersten Rituale, die genau an diesem Punkt ansetzen, findet sich bei dem Stamm der amerikanischen Dagara. Diese heißen die Schwangere mit einem großen Fest willkommen. Dabei wird die Frau rituell gewaschen und eingekleidet und jedes Stammesmitglied spricht für sie und das Kind ein paar Segenswünsche aus, beschenkt sie manchmal auch noch. Bei diesem Ritual wird auch ein Babyschrein errichtet. Dieser Schrein oder Altar soll die Kommunikation zwischen den Eltern und dem Ungeborenen erleichtern.

Bei den Dagara ist das erste Geschenk auf dem Schrein ein Medizinbeutel der Großeltern, eventuell kommen die Geschenke der Gemeinschaft an die Mutter hinzu. Vor allem wird aber dieser Babyschrein in der kommenden Zeit bereichert durch die Dinge, die die Eltern magisch anziehen und somit auf das Kind hinweisen. Hier zeigt sich auch, dass ganz bewusst der Partner einbezogen wird, denn als Vater des Kindes trägt auch er Verantwortung und hat ebenso ein Anrecht, an Ritualen für das Kind teilzuhaben.
In der heutigen Zeit leben Bräuche dieser Art im modernen Amerika neu auf unter dem Titel Blessingway. Damit werden Feiern und Rituale zu Ehren der werdenden Mütter bezeichnet, die spirituell und bewegend sind. Sie sind sehr unterschiedlich, dienen aber immer der Bestärkung der Schwangeren, die dadurch spüren soll, dass sie eingewoben ist in einen Kreis aus Menschen, die ihr beistehen.

Auch für Frauen der heutigen Zeit ist es meist problemlos möglich sich einen Ort oder Altar einzurichten, an dem sie Dinge, die mit der Schwangerschaft zu tun haben, sammeln und vielleicht auch eine Kerze für das Kind aufstellen. Mit dem Altar gesteht man dem Kind Raum in seinem Leben zu und zeigt ihm: „Du bist mir wichtig“.



Babyaltar

Er kann aber auch wichtig sein, um sich selbst eine Auszeit vom Alltagsgeschehen zu gönnen, sich zurückzuziehen und vielleicht zu meditieren. Sowohl in der Schwangerschaft, als auch später, sollte man nie vergessen, dass das Kind zwar nun einen wichtigen Platz einnimmt, doch man stets auch noch Zeit für sich selbst haben sollte.

In der Schwangerschaft ist die Verbindung zwischen Mutter und Kind besonders eng, sodass die Beschäftigung mit sich selbst meist auch dem Kinde zu Gute kommt.
Eine Möglichkeit der Beschäftigung mit sich selbst und auch dem Kind ist es zum Beispiel sich künstlerisch zu betätigen und etwas „zu schaffen“. Hierzu zählt auch die Darstellung von sich selbst als schwangere Frau. Diese kann gemalt sein, als Tonskulptur oder als Gipsabdruck des Körpers, welchen man später noch bemalen kann.
Diese Beschäftigung mit dem eigenen Körper gibt einem sowohl die Möglichkeit sich selbst schwanger als schön und weiblich zu erkennen, als auch die, eine Erinnerung an diese Zeit für später zu schaffen. Noch mehr Spaß macht solche kreative Betätigung natürlich, wenn mehrere Schwangere zusammenkommen.

Man kann jedoch auch andere Dinge erschaffen, wie ein Ritual der amerikanischen Urbevölkerung zeigt. Dabei trifft sich ein Frauenkreis und fertigt ein Geburtsgewand oder eine Geburtsdecke an. Um es einfach zu halten, könnten auch fertige Teile verwendet werden, die dann mit Pailletten, Stofffarben oder Stickereien verziert werden. Die arbeitenden Frauen singen oft dabei, sprechen gute Wünsche für Kind und Schwangere aus und sticken oder malen Kraftzeichen auf. Das Resultat ist ein gesegnetes Kraftgewand oder eine stärkende Decke, die bei der Geburt selbst als Hilfe dienen kann oder der Schwangeren auch vorher hilft, wann immer sie Frauenkraft benötigt. Alternativ dazu kann man z.B. auch eine Kette basteln und jede Freundin bringt eine oder mehrere Perle dazu mit, welche sie mit einem bestimmten Wunsch segnet.

Für einige Heiden wird sich möglicherweise die Frage stellen, inwiefern sie in der Schwangerschaft Magie anwenden können und dürfen.

Bei einem Ritual für das Kind kann man auch spezielle Göttinnen, wie die griechische Eileithyia oder die ägyptische Toeris um Segen und Schutz in der Zeit der Schwangerschaft und der Geburt bitten. Von Ritualen in einem großen Rahmen wird meist abgeraten, denn auch, wenn Schwangerschaft keine Krankheit ist, beansprucht sie doch gerade in den ersten und letzten drei Monaten Körper und Geist enorm.

Da jedoch jede Schwangerschaft anders ist, sollte auch jede Frau für sich und ihr Kind selbst entscheiden können, was sie für richtig hält und womit sie sich wohl fühlt. Die Finger lassen sollte man von Techniken, bei denen es für Schwangere ausdrücklich Warnhinweise gibt, allerdings trotzdem. Ansonsten, denke ich, ist es mit der Magie in der Schwangerschaft wie mit dem Sport – wer sich dazu bereit und dabei wohl fühlt, dem sollte es nicht verboten sein.



Geburt

„Unter Schmerzen sollst du deine Kinder gebären!" Dieser Satz steht in der Bibel, als Adam und Eva aus dem Paradies verbannt wurden. Er scheint eine dramatische Entwicklung zur Folge gehabt zu haben und mittlerweile hat er sich als Wahrheit fest in unserem Bewusstsein verankert. Heute, in der Zeit der Rückeroberung weiblicher Kraft, fangen viele an die Frage zu stellen: Ist das die Wahrheit? Ist das wirklich notwendig?
Eine Dokumentation in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts zeigte die Geburt eines Kindes in Neuguinea fern von einem sterilen Kreißsaal. Dieser und weitere Filme über die Geburt bei Naturvölkern lösten Diskussionen aus und die Forderung nach einer „natürlichen Geburt“.
Eine Geburt kann mittlerweile nicht nur als schmerzhaft, sondern Erfahrungsberichten zufolge auch als lustvoll erlebt werden. Mittlerweile können Frauen zwischen einer Vielzahl von Möglichkeiten des Gebärens wählen und sind dadurch viel freier als noch vor einigen Jahren.

Bei Naturvölkern war es vollkommen normal, dass die Gebärende selbst verschiedene Stellungen während der Wehen ausprobierte und sich schließlich für die für sie am besten passende entschied. Nachdem dies bei uns lange Zeit in Vergessenheit geraten war und es gang und gäbe war, dass die Frau liegend auf dem Rücken gebar, kann man inzwischen wieder selbst entscheiden, ob man hockend, im Vierfüßlerstand, auf einem Geburtsstuhl oder -hocker sitzend, auf einem Gymnastikball sitzend oder sich darauf abstützend, stehend (u. U. Mit einem Seil oder einer Leitersprosse zur Stütze) oder liegend (auf der Seite oder dem Rücken) gebären möchte. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, wo man das Kind zu Welt bringen kann. Auch wenn die Krankenhäuser von heute modern eingerichtet sind und oft eine entspannende und schmerzlindernde Wassergeburt kein Problem darstellt, kann man sich genauso gut für eine Hausgeburt oder eine Geburt in einem speziell dafür eingerichteten Geburtshaus entscheiden. Geburtshäuser sind unabhängig von klinischen Institutionen und fördern die Selbstbestimmung der Frau. Die Hebammen betreuen und beraten dabei umfassend durch die Schwangerschaft, die Geburt und das

Wochenbett. Die Kostendeckung durch die Krankenkasse ist für die Hebammenleistung gesichert, die Aufenthaltskosten müssen im Moment allerdings noch geklärt werden. Manchmal werden die Kosten für die Geburt im Geburtshaus von den Krankenkassen übernommen, allerdings nicht immer.

Auch die Anwesenheit des Vaters, der früher im Kreißsaal nicht gern gesehen war, stellt heute kein Problem mehr dar. Andere Kulturen haben ihn, wenn auch auf eine andere Weise, schon viel früher in die Geburt einbezogen. So zeigen sich die Männer in Brasilien ihren Frauen verbunden und teilen den Schmerz mit ihr, indem sie sich mit dem Messer blutige Wunden beibringen.
In der Situation der Geburt ist Sicherheit und Geborgenheit auf jeden Fall von großer Bedeutung und dies, sowie Ruhe und Kraft, kann auch durch feste Regeln und rituelle Handlungen unterstützt werden.



In Zeit und Raum können Rituale sich jedoch sehr voneinander unterscheiden. In Pakistan wird der Frau um den Zeitpunkt der Geburt eine Vorstellung von den Vorgängen in ihrem Körper gegeben, indem alle Türen und Fenster geöffnet, Knoten gelöst, Flaschen entkorkt und Tiere losgebunden werden. In Benin gibt die Hebamme der Gebärenden Kräuter, welche sie danach auf den Boden wirft, als Zeichen dafür, dass auch das Kind bald ausgeworfen werden wird. Die meisten Rituale sollen sich direkt auf die körperliche und seelische Befindlichkeit der Frau auswirken und sie entspannen und beruhigen. So lindern bei den japanischen Ainu warme Holunderauflagen die Rückenschmerzen und in Jamaika wird der Leib der Frau von der Hebamme massiert um das Kind in die richtige Lage zu bringen und die Frau zu entspannen.

Ein Brauch, den es mittlerweile auch in Deutschland wieder gibt, ist die Geburtskerze, welche über die Zeit der Geburt brennt und dem Kind und der Mutter Kraft geben soll.
Haben Mutter und Kind die Geburt unbeschadet überstanden, ist das auf alle Fälle ein Grund dankbar zu sein und dies dementsprechend zu würdigen.

Namensgebung und Begrüßung des Kindes

Kommen wir nun zu den Ritualen, mit welchen das Kind willkommen geheißen wird oder die es in irgendeiner Form segnen sollen.
Einige der Bräuche sehen vor, dass man die Nachgeburt bzw. die Plazenta einbezieht, denn sie ist das Organ, was in der Schwangerschaft das Kind nährt und mit der Mutter verbindet. In der westlichen Welt gilt die Nachgeburt meist als abstoßend und wird deshalb diskret entsorgt. In anderen Kulturen bringt man ihr jedoch eine gewisse Achtung entgegen. Manche Völker betrachten die Plazenta als eine Art Zwilling des Babys, andere betrachten sie als nahrhafte Speise. Sie wird geknetet, gewaschen in Blätter gewickelt oder aufgehängt, der Umgang ist sehr unterschiedlich, doch je nach Kultur meist genau vorgeschrieben.

Ebenso wird auch die Nabelschnur bei manchen Völkern einbezogen. So gibt es bei den

Ewe in Togo kurz nach der Geburt ein Ritual, bei dem die Hebamme ein Stück Nabelschnur auf die Stirn der Mutter legt und eines auf die Stirn des Kindes und dann zu beiden spricht: „Kind, wenn deine Mutter dich ruft, dann antworte. Mutter, wenn du dein Kind weinen hörst, dann beeile dich, nachzusehen.“
An den Umgang mit der Plazenta bei anderen Völkern angelehnt, gibt es auch bei uns Bräuche, wie die Plazenta zu vergraben und einen (Apfel-)Baum darauf zu pflanzen. Man kann sie natürlich auch unter einen bereits bestehenden Baum vergraben. Dieses Vergraben der Plazenta kann man durchaus auch gut mit einem Segnungsritual für das Kind verbinden.

Um ein eigenes Segnungsritual für sein Kind und sich zu entwickeln, kann man sich wiederum auch von anderen Kulturen inspirieren lassen. Es ist zum Beispiel in afrikanischen Ländern üblich, dass kurz nach der Geburt das Neugeborene rituell gewaschen wird. Das rituelle Waschen oder Baden kann dabei tatsächlich geschehen oder auch nur symbolisch. Alternativ dazu kann das Kind wie in Australien auch in Rauch gebadet werden. Dies geschieht in jedem Fall, um seinen Körper (und Geist) von Schmutz zu befreien, den es aus dem Jenseits mitgebracht hat.

Überhaupt glauben viele Völker, dass Neugeborene aus dem Jenseits kommen und in ihren ersten Lebensjahren noch Kontakt mit Geistern hätten. Die meisten Bräuche beziehen sich darauf, das Kind vor dieser anderen Welt und den bösen Wesen daraus zu schützen, aber auch das Kind daran zu hindern, dass es dahin zurückkehrt. In einer Zeremonie bei den Muong in Vietnam werden die Geister und auch der Geist des Kindes zum Essen eingeladen. Man bittet den Lebensgeist des Kindes sich in dem neuen kleinen Körper niederzulassen. Wenn der Geist eingetreten ist, wird dem Kind schnell ein Band aus Baumwolle oder Hanf umgebunden (meist rot oder schwarz), was die Seele an diese Welt binden soll.

Ein anderer Brauch, der nur in manchen Kulturen in Verbindung gebracht wird mit dem Schutz vor der Geisterwelt, ist das Schminken des Neugeborenen. In Namibia soll das Anmalen des Kindes mit der roten Farbe aus Hämatit neben dem Schutz vor Kälte und Sonne auch ein Zeichen für die Vitalität und Gesundheit des Kindes sein. Da die Afrikaner glauben, das Leben beginne im Schwarzen, werde im Roten fortgeführt und ende im Weißen, beziehen sie ihre Kinder mit diesem Brauch bewusst in die Welt der Lebenden ein. In Asien hingegen steht ein schwarzer Punkt auf der Stirn bei Kindern für etwas ganz anderes. Das Zeichen soll hier vor dem bösen Blick (und Geistern) schützen und außerdem verhindern, dass durch die Stirn der „Lebenshauch“ entweicht. In anderen Regionen stellt der Punkt eine Art drittes Auge dar und soll das geistige Erwachen fördern.

Von zahlreichen Festen und Bräuchen ist jedoch in den meisten Kulturen die Namensgebungszeremonie die wichtigste. Sobald das Kind einen Namen hat, ist es in der Gesellschaft aufgenommen. Oft fällt die biologische Geburt nicht mit der sozialen zusammen. Vor allem weil in manchen Ländern die Kindersterblichkeit so hoch ist, wird nach der Geburt bewusst noch eine Weile mit der Namensgebung gewartet.

Auch wie das Kind zu seinem Namen kommt, ist sehr unterschiedlich. Meist überlegen und entscheiden sich die Eltern bei uns schon in der Schwangerschaft für einen Namen, während bei Völkern, die sich mit der Namensgebung Zeit lassen, meist Aussehen und Verhalten des Kindes ausschlaggebend sind.

Bei den Dagara gibt es, um den Namen des Kindes zu finden, bereits in der Schwangerschaft ein Anhörungsritual. Innerhalb bestimmter zeremonieller Richtlinien tritt die Mutter in eine tiefe Trance, so dass das Kind aus ihr sprechen kann. Die Ältesten befragen das Kind dann nach seiner Lebensaufgabe und wie die Gemeinschaft ihm dabei helfen kann. Diese Aussage ist dann ausschlaggebend bei der darauf folgenden Namenssuche.

Auch in westlichen Ländern ist es mittlerweile verbreitet, dass Feste abgehalten werden, bei denen das Kind in kleinerem Kreise oder offiziell getauft wird. Die Segnung und die Bitte um göttlichen Schutz schließt sich meist an.



Eine Möglichkeit, diese Feier mit Gleichgesinnten zu begehen, ist das Wiccaning, bei dem das Kind auch eine Truhe mit kleinen Geschenken erhält, die es jedoch erst im Alter von ungefähr 14 Jahren überreicht bekommt, wenn es sozusagen in die Runde der Erwachsenen aufgenommen wird und dadurch eine Art Initiation bekommt. Bei einem Wiccaning wird das Kind mit seinem Namen den Göttern vorgestellt und diese werden um Schutz gebeten. Es ist auch möglich für das Kind eine ganz bestimmte Schutzgottheit zu wählen. Auf diese Weise soll dem Kind zwar kein Weg vorgeschrieben werden, aber es soll auf seinem Weg trotzdem geschützt sein und die Unterstützung erhalten sein größtmögliches Potential zu entfalten. Auch ist es möglich, falls man das möchte, bei der Zeremonie Paten für das Kind zu bestimmen, die es als Menschen auf seinem Weg begleiten. Beteiligte Personen können außerdem einen Wunsch für das Kind aussprechen, den man dann aufgeschrieben mit in der Truhe verstauen könnte.

Nachdem ich nun in meinem Artikel viele Anregungen geboten habe, die zum Teil von hier, zum Teil aus anderen Kulturen kommen, hoffe ich, dass jeder das für sich passende gefunden hat oder zumindest inspiriert ist neue Rituale zu entwickeln. Denn auch, wenn man dies in der westlichen Welt aufgrund der hoch entwickelten Technik meist vergisst, ist die Geburt eines Kindes ein Wunder, denn sie ist wie die Erschaffung einer neuen Welt. Und deshalb sollte sie auch dementsprechend gewürdigt werden.

cLEO

Quellen (Internetseiten Stand: Dezember 2010):
B.Fontanel, C. D´ Harcourt, Babys in den Kulturen der Welt, 2008
Internet:
www.Forum-geburt.ch
www.Eltern.de
www.Geburtskanal.de

Der Achtfache Pfad im Wicca

Eine Auseinandersetzung – Teil 3

Wie bereits in der letzten Ausgabe dieser Artikelreihe angekündigt, werden wir uns nun mit dem dritten Pfad auseinandersetzen. Dieses Mal haben wir wieder ein etwas leichteres Spiel, da wir uns kaum mit Definitionen beschäftigen müssen. Die aufgeführten Techniken sind sicherlich fast jedem bekannt, der bereits ein Ritual, in welcher Form auch immer, miterleben durfte.

Der dritte Pfad oder Weg zum Zentrum

In diesem Artikel beschäftigen wir uns hauptsächlich mit dem gesprochenen Wort. Der dritte Pfad wird im englischen Text von ca. 1953 mit „Rites, Chants, Spells, Runes, Charms, etc“ bezeichnet. Interessant ist hier, dass in den weiteren Versionen nach diesem Text, sowohl in den Schriften Gardners als auch im Alexandrian Book of Shadows, die Reihenfolgen der Aufführungen variieren. Somit finden wir diesen Pfad im Gardnerian Book of Shadows um 1957 meist an vierter Stelle, in der mir vorliegenden Version der Alexandrians ist er dagegen an zweiter Stelle aufgeführt und mit Invokationen verbunden. Dies soll uns nicht weiter beschäftigen, da es bei diesem Pfad scheinbar nicht auf die Reihenfolge der verzeichneten Pfade ankommen mag, sondern um den Inhalt. In diesem Fall nehmen wir uns die älteste Fassung vor und kommen gegebenenfalls nochmals auf die anderen Fassungen zurück.

Zu Beginn übersetzen wir einmal diesen Pfad frei und bekommen Riten, Gesänge, Zaubersprüche, Runen und Zauber. Von der Übersetzung her kann „charms“ auch für Amulette oder Talismane stehen, würde jedoch meines Erachtens kaum einen Sinn in diesen Ausführungen haben, zumal wahrscheinlich ist, dass sonst ein anderer Begriff verwendet worden wäre. Der Begriff der Runen ist ebenso fragwürdig, da die gute Möglichkeit besteht, dass Gardner keine germanischen Schriftzeichen gemeint hatte. Weitere Informationen und Angaben gibt der Text zwar leider nicht, doch können wir davon ausgehen, dass hier eine bestimmte Art von Zauber gemeint ist. Ebenso finden wir den Begriff „rune“ in der Verse Charge von ca. 1961, einen weiteren Text im Gardnerian Book of Shadows. Dort heißt es frei:
„(Wann auch immer Ärger aufkommt), alle, die von mir eine Rune erlernen möchten, …“
Wahrscheinlicher ist hier eine bestimmte Art von Zauber gemeint, möglicherweise eine bestimmte Form von Sprechgesang in einer Art von Reimform. Deutlich kann uns das werden, wenn wir uns die Hexenrune[1] anschauen. Hier entdecken wir eine offensichtliche, rhythmische Reimform, verbunden mit dem Ausdruck „Rune“. Somit kann dieser vom Althochdeutschen abgeleitet mit „Geheimnis“ oder „Geflüster“ gedeutet werden.

Die Riten

Es lässt sich relativ schnell erschließen, warum ein so weit gefächerter Begriff wie dieser hier aufgeführt wird. Einerseits müssen wir uns vor Augen halten, dass dieser im unmittelbaren Zusammenhang mit den anderen Begriffen steht. Damit lässt sich schlussfolgern, dass es sich hier um ein reines und beliebiges Zeremoniell handelt, wie wir es auch aus anderen Religionen und Praktiken kennen. Der Ritus an sich ist an eine feste Gliederung gebunden, ebenso verhält es sich mit den Texten, die in einem solchen gebraucht werden. Diese werden nicht variiert, somit ist die Wirkung unmittelbar an die reine Zelebrierung des Ritus gebunden. Durch die stetige Wiederholung der immer gleich bleibenden Struktur entwickelt sich die Kraft meist von ganz allein. Diese Eigenschaft wird sehr häufig in der Zeremonialmagie angewendet, da die Texte und verwendeten Korrespondenzen schon vor langer Zeit genutzt und somit kontinuierlich mit Kraft genährt wurden.

1 Im Original: „The Witches' Chant or Rune“; der Text stammt aus dem Gardnerian Book of Shadows, datiert um 1957.

Was können wir denn nun in der Praxis darunter verstehen? Einerseits kann als Ritus der Rahmen bezeichnet werden, in welchem man seine Magie wirken möchte. Unter anderem fällt das obligatorische Kreisziehen oder selbst das Reinigen, beziehungsweise auch das Bannen in diese Sparte. Andererseits können schon die entsprechenden Eingangsformeln ins Ritual selbst die vorher aufgeführten Attribute beinhalten. Letztlich werden wir feststellen, dass ziemlich viel von dem, was wir in einem Ritual tun, eine gewisse Struktur hat, ob wir es nun wollen oder nicht. Wenn wir uns dieser Abläufen bewusst werden, können wir auch bewusst damit arbeiten und würden letztlich größeren Erfolg erzielen, wenn wir bestimmte Abläufe fest beibehalten. Natürlich könnte man sagen, dass eine geringere Abwechselung im Ritual vielleicht auf die Dauer langweilig werden würde. Doch dann sollte man sich selbst fragen, ob man den Fokus des magischen Arbeitens vielleicht ein wenig verschoben hat. So oder ähnlich müsste jedenfalls die Schlussfolgerung lauten, wenn wir diese Auslegung annehmen.

Über Chants oder Zaubergesänge

Die Gesänge, denen ein Zauber nachgesagt wird, finden wir ebenso in vielen Sagen wie auch noch in vielen, heutigen Traditionen und Religionen. Letztlich kann man diese Gesänge in mindestens zwei Kategorien unterteilen. Zum einen gibt es die Gesänge, die bereits den Zauber darstellen, wie wir es zum Beispiel von den Sirenen kennen. Zum anderen existieren Gesänge, die eine rituelle oder spirituelle Handlung unterstützen sollen. Die zweite Kategorie finden wir unter anderem in christlich-gregorianischen und hinduistischen Gesängen wieder. Ebenso gibt es Kombinationen von beiden Formen, die eben eine Fixierung auf einen heiligen Akt und eine magische Komponente mit sich führen. Natürlich gibt es solche Gesänge ebenso im Wicca und in verwandten, neuheidnischen Glaubensstrukturen, wobei ich diese in die spirituell unterstützende Form einordnen würde. Hauptsächlich finden wir bei diesen Chants eher Bitten an eine Gottheit oder haben in den Texten eine Fokussierung auf die Elemente und ähnliches.

Bei diesen Chants handelt es sich sicherlich um eine Form der Konzentration. Indem wir unsere Zunge und unseren Verstand mit dem Zelebrieren eines Gesanges besänftigen oder ablenken, kann die Seele angeregt und entfesselt werden, die auf den Gesang reagiert. Dieser Vorgang kann hier nur vereinfacht beschrieben werden, die genauen Prozesse sind eher schwierig zu beschreiben, ohne eine ganze Philosophie des psychologischen Konstrukts des Menschen für diese Theorie einzuführen. Gerade der Begriff Seele wird in vielen Schulen und Lehrmeinungen unterschiedlich ausgelegt, daher belassen wir es vorerst bei dieser Aussage: Wenn der Zensor in uns abgelenkt ist, kann die Seele ohne Barrieren auf die ätherischen Kräfte wirken. Besser gesagt wird das rationale Bewusstsein

teilweise ausgeschaltet, indem es abgelenkt wird, was jedoch im Ritual durch vorbereitende Maßnahmen und Reinigungen bereits der Fall sein sollte.

Somit ist es auch nicht verwunderlich, wenn wir uns wieder die sogenannte Hexen-Rune („Witches’ Rune“, vgl. oben) als Beispiel nehmen. Bei diesem Chant wird gleichzeitig ein Kraftkegel beschworen, eine Art energetischer Strudel, der dann auf das fokussierte Objekt oder Subjekt der magischen Handlung entladen wird. Die Klassifizierung der Hexen-Rune als Chant könnte jetzt natürlich vom geneigten Leser in Frage gestellt werden, sicherlich tut dieser auch gut daran, denn eine universelle Melodie scheint bei diesem Text nicht vorhanden zu sein. Dafür gibt es aber einen eindeutigen Rhythmus, der ihn wiederum als Sprechgesang klassifizieren könnte, welches zumindest der Definition auf Wikipedia[2] entsprechen würde.

Die Zaubersprüche

Zaubersprüche sind sicherlich weit verbreitet und auch jedem bekannt. Sie beziehen sich auf bestimmte Worte, die einfach nur gesprochen werden müssen, um die nötige Reaktion hervorzurufen. Mindestens den Zauberspruch *Abrakadabra* hat man bereits in der frühen Kindheit vernehmen dürfen. Oft wird auch der Begriff Zauberformel oder Beschwörungsformel benutzt, um eben zu beschreiben, was genau passieren soll, wenn man diese Worte benutzt.

In der Praxis sieht das natürlich etwas anders aus, als es sich vielleicht in Märchen und Sagen abspielt. Als Kind hat man vielleicht schon auf etliche Gegenstände mit gedrungener Stimme ein Abrakadabra rezitiert. Das Resultat ist meist desillusionierend ausgefallen. Darum lässt sich vermuten, dass eben doch ein wenig mehr dahinter steht als nur ein gesagter Satz.

Sogenannte Zaubersprüche haben in einem Zauber eine nicht zu unterschätzende Wirkung. Sie dienen letztlich der Fokussierung auf die Absicht des Zaubers, somit unterstützen sie das Vorhaben maßgeblich. Bei altbekannten Zaubersprüchen kann sogar eine noch dazu unterstützende Kraft für die magische Arbeit gewonnen werden[3] – ergänzend müssten wir betrachten, welches weitere Potential erschlossen werden kann, wenn wir von der Idee eines Kollektiven Unterbewusstseins ausgehen. Wenn wir eben auf diese Jungianische Theorie aufbauen, welche schlussfolgernd auch für die Riten gelten müsste, könnten wir durch diese Zauberformeln auch auf die gespeicherten Informationen zugreifen, als die Bevölkerung noch große Furcht vor eben diesen hatten. Die Angst hätte somit die Kraft und Wirksamkeit dieser Zaubersprüche angereichert und würde damit das Gelingen unseres Zaubers verstärken und unterstützen. Indem wir uns auf die Verknüpfung der vergangenen Emotionen zum Spruch stützen, könnte sich die Macht in der Zauberformel selbst erklären.

Gardner selbst schreibt zu Zaubersprüchen – zwar in einem anderen Zusammenhang, dennoch passend zu diesem Thema – dass sie sich optimalerweise reimen sollten. Er begründet dies unter anderem durch praktische Erfahrungen, vordergründig ist allerdings sein Verweis darauf, dass sich der Zauberspruch in Reimform besser im Kopf behalten lässt. Vor allem geht Gardner darauf ein, dass der Spruch sich wie von allein aufsagen ließe, was natürlich einen positiven Effekt auf die Konzentration habe. Diese These könnten wir durch unsere Vorarbeit durchaus unterstützen. Bei den Gesängen bindet die Melodie die Worte, bei der reinen Sprachform scheinen es Rhythmus und Reim zu sein, welche die Rezitierung vereinfachen und uns unsere Aufmerksamkeit auf das Wesentliche fixieren lässt.

Besonders den Zaubersprüchen und der Wortmagie zugewandt, sollen ja die legendären Druiden gewesen sein. Inwieweit diese Aussage zutreffend ist, lässt sich leider nicht wirklich explizit belegen, da – ähnlich den Germanen – nur unzureichendes Schriftgut dieser Kultur noch existiert. Dennoch wurde durch Sagen und rudimentäre, historische Schriften eine plausible Erklärung für dieses mutmaßliche Gerücht gefunden. Es wird behauptet, dass jeder Druide im Laufe seiner Entwicklung in dem Beruf des Barden ausgebildet wurde. Ein solcher verstand sich offenbar prächtig auf Poesie sowie Musik und Gesang. Als Wortmagie eines solchen Barden könnte somit gemeint sein, dass dieser durch seine Geschichten und Lieder großen Einfluss auf Bevölkerung und höhere Stände hatte. Da ein solcher Barde ein Vagabundenleben geführt haben sollte, bestünde eine wichtige Aufgabe darin, Neuigkeiten aus anderen Städten und Regionen zu übermitteln. Wenn nun eben ein Barde gewisse Gerüchte gestreut hatte, dann wurde ihm geglaubt und die Konsequenzen aus seiner Aussage gezogen.

Natürlich handelt es sich hierbei lediglich um eine Theorie, die ich hier weder belegen noch widerlegen möchte. Lediglich verdeutlicht diese Geschichte für unsere Zwecke, dass Worte wahrhaftig Macht haben und das Weltgeschehen verändern können, auch wenn dabei kein Ritual im Spiel ist. Aber dies ist lediglich eine Anekdote zum Schluss des Artikels.

Ausblick auf mehr

In der nächsten Ausgabe der Damháin Alla werden wir uns mit einem recht umstrittenen und damit auch sensiblen Thema auseinandersetzen. Hier müssen wir die rechtliche Komponente einmal ruhen lassen, um uns mit der unterstützenden Wirkung von Drogen und anderen Substanzen zu beschäftigen. Allerdings sollten wir nach dieser Exkursion bitte schnell wieder das Rechtssystem einschalten, da ich mich explizit rein theoretisch mit diesem Thema befasse und ihr euch bitte auch. Dennoch freue ich mich auf eine geistig berauschende und bewusstseinserweiternde Auseinandersetzung.

Fynn

Quellen

Gerald B. Gardner, The Gardnerian Book of Shadows
Aidan A. Kelly, Inventing Witchcraft
Athena Gardner, Alexandrian and Gardnerian Book of Shadows
Janet & Stewart Farrar, A Witches’ Bible
Gerhard Köber, Althochdeutsches Wörterbuch, 4. Auflage 1993
Carl Gustav Jung, Die Archetypen und das kollektive Unbewusste
Der Achtfache Pfad im Wicca
Eine Auseinandersetzung – Teil 3
Jean Markale, Die Druiden

2 http://de.wikipedia.org/wiki/Chant - Stand 18.01.2011

3 vgl. Abschnitt „Die Riten“

Urban Exploration
Küstrin

Diesmal soll es in der Reihe Urban Exploration um einen Ort gehen, der gar kein Lost Place im eigentlichen Sinne ist. Er ist weder gottverlassen noch wegen einer etwaigen gespenstischen Atmosphäre eine Reise wert – nein, eigentlich ist er gar nicht gespenstisch und schon gar nicht verlassen. Kurzum, es soll diesmal um eine ganze Stadt gehen, nämlich um Küstrin/Kostrzyn direkt an der deutsch-polnischen Grenze östlich Berlins. Andererseits hätte man für unsere Reihe auch kein besseres Thema finden können, denn das alte Küstrin existiert als solches gar nicht mehr – im Zweiten Weltkrieg zerbombt, wurde die Altstadt in den 1960er Jahren nahezu restlos abgerissen. Wo sich einst Haus an Haus drängte und 27000 Menschen all die Dinge taten, die Stadtbewohner den lieben langen Tag so tun, dehnen sich heute Dickicht und Gestrüpp gleich jenseits der polnischen Grenze. Man spricht schon vom Pompeji des Ostens und „man“ ist natürlich das örtliche Touristenbüro. Wir ahnen schon, warum dies überhaupt kein verlorener Ort ist, doch beginnen wir von vorn.

Ich weiß nicht mehr genau, wie ich auf Küstrin gestoßen bin, doch ich glaube, es war in einem einschlägigen Internetforum zum Thema Rekonstruktion und Städtebau. Dort las ich, dass eine polnische Grenzgemeinde laut über den Wiederaufbau ihrer kriegszerstörten Altstadt nachdenkt und nun nach finanzkräftigen Investoren sucht – es war die Gemeinde Kostrzyn. Beim weiteren Stöbern im Netz fand ich Bilder kopfsteingepflasterter Straßen, die zwischen Sträuchern ins Nichts führten, ich sah Kellerfenster voller Schutt, Fußbodenfliesen und zerbrochene Treppenstufen, aber auch mächtige Festungsmauern und Stadttore, die recht gut erhalten schienen. Das war nun alles nicht spektakulär, aber doch irgendwie spannend und vor allen Dingen versprach es nicht so deprimierend zu sein wie mein letztes Ziel Berga. Andererseits mochte solch eine im Krieg zerstörte Stadt vielleicht ganz andere Gefühle wecken und in sich bergen: Gefühle von Wahnsinn, Trauer, Verzweiflung und Sinnleere, dazu noch die Tristesse der Brandenburger Grenzregion.



Eines der „besser erhaltenen“ Häuser in Küstrin

Was war das für eine Stadt? *Kosterin* ist slawischen Ursprungs und bezeichnet scheinbar einen Ort, an dem viel Hirse wächst. Die Stadt wurde 1232 das erste mal erwähnt und ist eine Gründung der Templer; von Anfang an war sie – strategisch am Zusammenfluss von Oder und Warthe gelegen – eine Festung. 800 Jahre hat es bestanden, war kurze Zeit Hauptstadt der Markgrafschaft Brandenburg-Küstrin und nahezu durchgehend brandenburgische und später preußische Militärgarnison, ausgebaut zu einer mächtigen Zitadelle. Das wurde den Bewohnern mehrmals zum Verhängnis; letztmalig und endgültig im Februar 1945, als die Deutschen die Stadt noch kurz vor Kriegsende zur Festung erklärten und sie sich „heldenhaft“ verteidigen musste. Küstrin wurde völlig zerstört, tausende starben. Nach dem Krieg wurde die Oder zur neuen Staatsgrenze, aus Küstrin-Neustadt wurde das polnische Kostrzyn und die Altstadt verschwand. Seither schien nichts die Ruhe am ruhig dahin fließenden Fluss gestört zu haben und selbst ein Hochwasser interessierte hier wohl nur die Maulwürfe.

Ich bekam die Stadt nicht aus dem Kopf. Aus einem Potsdam-Besuch mit einer Bekannten entwickelte sich im vergangenen Jahr ein Abstecher an die polnische Grenze. Vielleicht könnte man ja für die Damhain Alla darüber schreiben, dachte ich mir. So fuhren wir also nicht wieder nach Hause, sondern tourten quer durch Brandenburg in Richtung Oder. Nebenbei gesagt eine sehr seltsame Gegend, angefüllt von bunten, bungalowähnlichen Häuschen, Imbissbuden und utopisch großen Milchkombinaten. Nichts schien älter zu sein als 20 Jahre, mal abgesehen von den Dorfkirchen und den verfallenden, weil geschlossenen, Dorfgasthäusern.

Wir erreichten Küstrin-Kietz – einen ehemaligen Vorort am linken Ufer der Oder, der heute eine eigenständige Gemeinde bildet. Trotz des gelben Ortseingangsschildes war von einer Ortschaft nichts zu sehen – bestellte reiten sich an unbestellte Felder, dazwischen Baumgruppen und Wasserlachen, dann der Oderkanal. Auf der Oderinsel zogen verlassene Kasernengebäude an uns vorbei, ehe wir die Oder erreichten und Deutschland verließen. Auf der schmalen Oderbrücke kamen zwei Autos mehr schlecht als recht aneinander vorbei und ganz koscher war die Straße auch nicht. Rechts von uns erschienen am polnischen Ufer die roten Mauern der Zitadelle von Küstrin, über die sich einst die Dächer der Altstadt erhoben; links flussabwärts verrostet die alte Eisenbahnbrücke der Linie Berlin-Breslau. Die angeschrägten Wände der Zitadelle erheben sich direkt aus den Fluten der Oder und die Spitze der nördlichen Bastion zeigte auf uns Anreisende. Noch vor wenigen Jahren erhob sich hier auf der Bastion „König“ weit sichtbar ein Obelisk für die in der Schlacht um Küstrin im Februar 1945 gefallenen, sowjetischen Soldaten, doch die polnischen Behörden ließen ihn erst kürzlich abreißen – so ändern sich die Zeiten.



Auf den Festungsmauern: jenseits der Oder sieht man das deutsche Ufer

Das ziegelrote Band der gut erhaltenen Festungsmauern und Bastionen zieht sich noch ein ganzes Stück flussaufwärts, an seiner Basis immer wieder unterbrochen durch ein Dickicht aus Schilf und verwildertem Gesträuch. Auf den Freiflächen saßen hie und da Angler mit Plastikeimern, doch über der Mauerkrone gähnte die große Leere. Außer Baumkronen war nichts zu sehen – kein Dach, kein Giebel, weder Turm noch

Schornstein. Wir verließen die Brücke und die Festungswerke zogen langsam an uns vorüber, denn die Straße führt auf polnischer Seite direkt an der ehemaligen Altstadt vorbei. Hinter einer Biegung erscheint der völlig überdimensionierte Grenzübergang, der noch aus einer Zeit stammt, in der umfangreiche Grenzkontrollen und lange Wartezeiten an der deutsch-polnischen Grenze zum Alltag gehörten. Heute herrscht hier wenig Verkehr, keiner interessiert sich mehr für irgendwelche Ausweise und wir erreichten Polen ziemlich unspektakulär. Geparkt wird gleich hinter dem Übergang, wo sich ein Parkplatz, eine Tankstelle und die anderen üblichen Geschäfte finden, die vom kleinen Grenzverkehr leben.



Das typischste Küstrinbild: gepflegte Straßen, Mauerreste, Wildnis

Erst später erfuhren wir, dass die Backsteinbauweise der Tankstelle an das Zorndorfer Tor erinnern und die Apotheke einen Nachbau des alten Arsenals darstellen soll. Das war dann doch eher bizarr und die Bauruinen nebenan zeigten auch, dass das beworbene Wiederaufbauprojekt nicht so recht vorankommen wollte. Doch das interessierte uns im Augenblick auch nicht, denn gleich hinter den Häusern, wo eine halbherzige Schranke Automobile fernhalten soll, begann die Wildnis der Altstadt.

Zunächst gab es nicht viel zu sehen; im Matsch des Weges tauchte Kopfsteinpflaster auf und die Schutthügel links und rechts waren durch all den üppigen Bewuchs nur zu erahnen; selbst Mauerreste auszumachen, fiel uns schwer. Ich versuchte also, in das Dickicht einzudringen und einen Blick hinter den grünen Vorhang zu erspähen. Es gab nicht nur Schutthügel, sondern auch Gruben und Krater, je nachdem, ob die Kellergewölbe standgehalten hatten oder nicht. Hier, an der ersten Ecke, öffnete sich ein Krater und ich versuchte hinein zu steigen. Der Versuch schlug fehl; das Gestrüpp war einfach undurchdringlich und ich bekam eine Ahnung davon, wie mühselig es sein musste, mittelamerikanische Ruinen dem Dschungel zu entreißen – mit dem Unterschied, dass ich mehr und mehr das Gefühl bekam, dass es hier überhaupt nichts zu sehen gab, denn nur mit einiger Mühe konnte man unter dem Gras Ziegelsteine ausmachen. Und auch in den besser erhaltenen Straßenzügen sollten Kellerfenster und Treppenstufen die größten Attraktionen bleiben. Sowieso war die Sache seltsam: Die Kopfsteinplasterstraßen waren säuberlich gereinigt und freigelegt worden und an den Straßenecken hatte man bizarrerweise neue Straßenschilder aufgestellt. Hie und da sah man Infotafeln und die einsamen Stufen, die einst zu den Hauseingängen hinaufführten, wirkten wie frisch gefegt, nur um dann in einem wüsten Haufen zwischen Brombeeren, Farn und Nesseln zu enden. Offenbar gedachte die Stadt Kostrzyn, touristisches Kapital aus ihrer verlorenen Mitte zu schlagen. Und genau so sah es auch aus: Dies war kein Lost Place und man glaubte keinen Moment lang, eine Verbindung zu den Menschen zu spüren, die bis vor wenigen Jahrzehnten hier lebten; längst hatte ein ganz anderer Geist von diesem Ort Besitz ergriffen – der Geist der Vermarktung.



Freigelegte Reste des ehemaligen Schlosses

Wir hatten die Ruinen einmal von Ost nach West durchmessen und standen vor den Treppen, die auf die Mauern hinaufführen. Auf den Festungswerken läuft zwar ein breiter Weg entlang, doch außer dem träge dahin fließenden Strom und dem dichten Baumbestand des deutschen Ufers gibt es nicht viel zu sehen; durch das dunkle Grün schimmern die leeren Kasernen der Oderinsel. Hier an den mächtigen Mauern der Zitadelle haben schon einige Restaurationsarbeiten stattgefunden; auch das Kietzer Tor mit seinen Kasematten wurde wiederhergestellt und bildet heute den offiziellen Eingang im Süden der Altstadt – dort, wo Oder und Warthe zusammenfließen. Man rief uns hinterher, ob wir nicht einen Stadtführer erwerben möchten. Natürlich holte ich mir einen; der Touristenladen im Gewölbe des Tores ist klein, freundlich und frisch renoviert. Betritt man die Altstadt von dieser Seite aus, so bietet sich ein Panorama prächtigster Leere: Die gepflasterte Hauptstraße zieht sich breit und kerzengerade vor dem Besucher in die Länge, bis Bäume die gerade Sicht versperren; links und rechts der Straße erblickt man wieder Mauern, die aber nie die Höhe von 1,5 Metern überstiegen, hie und da ein Kellerfenster, Stufen sowie Bord- und Prellsteine. Hier waren wir nicht mehr allein: Weitere Besucher schlenderten die Straße entlang. Wahrscheinlich eilten sie rasch zu den Resten von Schloss und Kirche, blickten umher, verloren einige Worte darüber, was für ein seltsamer Ort das doch sei und was für eine Schande es war, die Ruinen zu sprengen. Sie würden sich ein wenig darüber ärgern, dass es im Grunde genommen nichts zu sehen gibt, würden noch irgendwo etwas essen und bei der Gelegenheit sicher noch eine Stange billige Zigaretten erwerben. Diesen dünnen Nord-Süd-Verkehr kreuzen jene Menschen, die sich von Westen nach Osten durch die wiesenhafte Altstadt bewegen – Einwohner des polnischen Kostrzyn, die am Fuße der Altstadtmauern angeln wollten.

So wanderten wir denn die Hauptachse dieser verschwundenen Stadt entlang und erreichten schließlich jene beiden Gebäude, die es der Stadt die Mühe wert waren, sie freizulegen – Schloss und Stadtpfarrkirche. Die Kirche ist nicht zu übersehen, denn die Ruinen ihres Portals sind so ziemlich das einzige in Küstrin, was noch irgendwie an eine aufragende Mauer erinnert, zumindest die Backsteinstümpfe, die einst das Portal bildeten. Zwischen beiden ragt ein großes Holzkreuz in den Himmel und man weiß nicht so recht, ob es ein Sühnezeichen sein soll oder einfach Ausdruck allgemeiner Ratlosigkeit ist. Stufen führen in die Krypta hinab, deren Gewölbe eingestürzt ist, die Basis des einen oder anderen gotischen Pfeilers steht noch an ihrem Platz – der Macht und Arroganz der „ewigen“ Kirche und ihres Gottes spricht dieser Platz Hohn. Man fragt sich, was an den Fundamenten einer Kirche und eines Schloss so besonders sein soll, dass man eben diese beiden als einzige freilegte, während die Häuser der Einwohner noch immer

als verwilderte Trümmerhäufen brachliegen. Irgendwann werden sie wohl einfach respektlos abgetragen werden, um einer neuen „Altstadt“ Platz zu machen. Und man wird das Gefühl nicht los, dass die schreckliche Geschichte und das damit verbundene Schicksal der Menschen, die hinter dieser verschwundenen Stadt stehen, keinen so recht interessieren und Sensation und Vermarktung in Küstrin im Vordergrund stehen.



Kasematten unter der Bastion „König“

So war der spannendste Moment unseres Besuchs für mich auch jener, als ich eines der Häuser Küstrins „betrat“. Ich stieg die fünf Stufen hinauf und trat in den Flur, dessen rot-weiße Fußbodenfliesen sich noch an ihrem Platz befanden. Klimmend ging es weiter, denn natürlich türmte sich auch hier der Schutt, darüber Brombeeren, Hollunder, Weiden, Nesseln, Farn und Apfelbäume. Ob das Haus eine Fleischerei war, ein Schuhgeschäft, eine Kneipe oder ein Friseur? Ob hier Menschen sterben mussten? Was mochte unter den Trümmern des Hauses noch von seinen Bewohner zeugen? Teller, Schlüssel, der Kopf einer Puppe oder die Ketten eines Viehstalls? Man weiß es nicht und während ich von diesem Berg, der einst ein Haus war, in die Gasse hinabschaute und all die weiteren Eingänge zählte, die dort zwischen Ranken und Sträuchern hervorlugten, wusste ich, dass man es wohl nie erfahren wird und dass es auch niemanden so richtig interessiert. Im wieder aufgebauten Schloss soll ein finanzstarker Investor ein Hotel eröffnen – so der Vorschlag der Stadtverwaltung. Was auch sonst?

Uns wurde fad und so verließen wir Küstrin. Verloren ist dieser Platz schon lange nicht mehr oder vielleicht auch ganz besonders. Jedenfalls ist er nicht verlassen, darüber ist er hinaus. Sicher gab es hier noch vor einigen Jahren eine Ahnung des Vergangenen; das unbestimmte Gefühl, dass die Bewohner jeden Augenblick aus irgendeinem Versteck wieder auftauchen müssten, den unaussprechlichen Schrecken der Vernichtung. Diese Zeit ist vorbei; die Zeichen stehen eher auf Jubel und Trubel. Wir fuhren dann erstmal ein Eis essen – in Frankfurt.

Shane



Die Kabbalah

Die Anfänge der hermetischen Kabbalah

Der letzte Artikel in dieser Reihe beschäftigte sich mit der Geschichte der Kabbalah aus jüdischer Sicht. Dieser Artikel wird sich nun mit der sogenannten hermetischen Kabbalah beschäftigen. Auf diese spezielle Richtung der Kabbalah beruft sich die westliche Mysterientradition in ihren Überlegungen über die Beschaffenheit des Kosmos und in den theoretischen Überlegungen zu ihren Ritualen. Der Hauptunterschied, den es zwischen der Kabbalah innerhalb der jüdischen Tradition und der hermetischen Tradition gibt, ist, dass bei der letzteren die Interpreten innerhalb der christlichen Religion zu suchen sind. Deshalb wird sie auch manchmal „christliche Kabbalah“ genannt. In einigen Fällen wurde die Kabbalah genutzt, um tiefer in die Schriften des Christentums hineinzublicken. Andere sahen in ihr nur einen Weg, Juden zu bekehren. Die Themen, die die Kabbalah anspricht, finden wir teilweise auch in den Lehren der Hermetik und des Neoplatonismus und deshalb nennen wir sie auch die hermetische Kabbalah. Sie besteht nicht nur aus rein jüdischem Gedankengut, sondern „formte einen Schneeball, welcher weitere Traditionen aufnahm, als er durch die Jahrhunderte rollte.“[1]
Jede der nachfolgenden Personen schuf sich ihre eigene Kabbalah, da sie sie mit ihren eigenen Kenntnissen vermischte, aber auch da es nur mangelnde Übersetzungen der Schriften oder überhaupt nur wenige gab. Diese Reihe an Missinterpretationen und Eigendeutungen der Kabbalah ging mehrere

1 Low, *Notes on Kabbalah* S.2, frei übersetzt vom Verfasser

Jahrhunderte lang, sodass wir sie als eigene Tradition sehen sollten. Dies soll nicht heißen, dass die hermetische Kabbalah weniger wert sei als die jüdische. Der Grund, warum beide geschaffen wurden, ist nämlich identisch: Einen Einblick in das Geschehen hinter dem Schleier zu bekommen. Sogar die „Gründer der modernen Hexenbewegung bezogen ihre Inspiration aus der Kabbalah [...] und es ist nicht ungewöhnlich, moderne Hexen zu finden, die die Kabbalah lehren.“[2], wenn diese auch keine große Rolle in den Ritualen spielt.
In diesem Artikel werde ich nun ein paar der herausragendsten Persönlichkeiten vorstellen, die sich auf ihre Weise mit der Kabbalah beschäftigten. Schon im 13. Jahrhundert wurde die Kabbalah von nicht-jüdischen Augen bemerkt. Der erste dieser Nicht-Juden, der erwähnt wird, ist Ramon Llull (1232-1315). Zwar trug Eliphas Levi viel zur Mystifizierung dieses Spaniers bei, aber eigentlich findet die Kabbalah in Lulls Werken[3] nur Erwähnung. Die späteren Erforscher der Kabbalah bezogen sich aber auf diese Werke, was ihn durchaus erwähnenswert macht. Einer dieser Forscher war Giovanni Pico della Mirandolla (1463-1494), der Schüler von Marsilio Ficino (1433-1499), den man auch den zweiten Plato nannte. Pico setzte sich nach einem Studium des Lateins und des Griechischen auch mit dem Hebräischen und arabischen Sprachen und deren Texten auseinander. So kam er in Kontakt mit den kab-

2 Low, *Notes on Kabbalah* S.3, frei übersetzt vom Verfasser
3 Speziell in der *Ars Magna Sciendi* und der *Ars Notoria*

balistischen Schriften von jüdischen Mystikern. Seine berühmteste Tat ist die Veröffentlichung seiner 900 Thesen 1486 in Rom, in denen er auch kabbalistisches Gedankengut vertrat. Unter diesen sind zum Beispiel folgende zu finden:
„XIII. Jener der die Tore des Verstehens in der Kabbalah kennt, sollte das Mysterium des Glücks um das wahre Wissen kennen.
XXV. Bereshith oder „Am Anfang schuf er“ ist das Gleiche als würde gesagt werden: „In Weisheit schuf er“.
XXXIII. Es gibt keine Buchstaben in dem gesamten Gesetz, welche nicht die Geheimnisse der zehn Emanationen in ihren Formen, Verbindungen, Trennungen [...] enthüllen.“[4]



Pico della Mirandola, anonyme Darstellung aus dem 16. Jhd.

Jene Thesen weckten die Aufmerksamkeit des Papstes Innozenz VIII, der sie 1487 verurteilte. Pico wurde jedoch nicht mit dem Tode bestraft, da er Freunde im Hause der Medici, einer einflussreichen Familie im Florenz des 15. und 16. Jhds., hatte. Durch diese päpstliche Zensierung seiner Werke können wir später keine Äußerungen Picos in Bezug auf die Kabbalah finden.
Wir setzen unsere Reise fort nach Deutschland zu Johannes Reuchlin (1455-1522), der als erster deutscher Hebraist gilt. Er schrieb zwei Werke über die Kabbalah: *De verbo mirifico* und *De arte cabalista*. In ersterem spricht er über den Wunder wirkenden Namen „Jesus“, der im Hebräischen JHShVH geschrieben wird und eine Verbindung zwischen Jehovah – JHVH – und dem Buchstaben Shin ist. Das zweite Werk ist eine allgemeinere und breitere Einführung in kabbalistische Belange. Ein Zeitgenosse von ihm war Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (1486-1535), dessen Bücher über Okkultismus noch heute wohl bekannt sind. Es ist ihm zu verdanken, dass wir eine erste methodische Darstellung der Kabbalah haben[5]. Er verband die Kabbalah mit seinen vielen anderen Interessengebieten wie der Astrologie, Orphik, Hermetik.
Natürlich beschäftigte sich auch die Wissenschaft mit der Kabbalah, denn in der Renaissance gehörte die Magie noch zu den Wissenschaften und Zahlenmystik sozusagen zur Mathematik. Da Religion und Wissenschaft sich erst in der Aufklärung trennten, schien das auch kein Widerspruch zu sein. Zu den Wissenschaftlern, die sich etwas näher mit der Kabbalah beschäftigten, zählten: John Dee (1527-1608), der Begründer des henochischen Systems der Magie; Robert Fludd (1574-1637), ein englischer Arzt und Rosenkreuzer-Befürworter; Athanasius Kircher (1602-1680), Orientalist und Sucher verlorener Weisheit; und viele andere.
Im 17. Jahrhundert erschien ein wichtiges Werk, welches als Grundlage für die weitere Forschung dienen sollte. Christian Knorr von Rosenroth (1636-1689) veröffentlichte seine *Kabbala denudata*. Diese Schrift ist eine Übersetzung von hebräischen Originaltexten aus dem Zohar und aus Werken anderer, jüdischer Kabbalisten. Sie genoss solch einen Ruhm, dass sogar Newton und Hegel ihre Überlegungen daran anlehnten.
Einen weiteren Aufschwung der hermetischen Kabbalah gab es Ende des 19. Jahrhunderts, als die Kabbalah in unserem heutigen Verständnis von Ritualmagie und okkulter Philosophie angesiedelt wurde. Sie wurde eingewoben in das Tarot und die Astrologie und diente generell zum Erklären der esoterischen Strukturen hinter den Dingen. So verstand es auch Eliphas Levi, die Kabbalah in seinen systematischen Schriften zum Okkultismus einzubinden. Die Gründer des Hermetic Order of the Golden Dawn machten einige Texte und Passagen der christlichen Kabbalah wie auch der jüdischen Kabbalah der englischsprachigen Welt zugänglich. Unter anderem durch jene wurde die Kabbalah ein wichtiger Teil der westlichen Mysterientradition. Es wurden neue Rituale wie Pfadarbeiten und energetische Arbeiten mit den Körperzentren und dem Baum des Lebens[6] geschaffen. Jeder, der beginnt sich mit Ritualmagie zu beschäftigen, wird von ihnen hören. Auch brachte das erneute Interesse viele neue Theoretiker der Kabbalah hervor, deren Namen immer noch die okkulte Szene bestimmen[7].
Durch diesen kurzen geschichtlichen Abriss sollte gezeigt werden, welche lange Tradition nicht nur die jüdische, sondern auch die hermetische oder christliche Kabbalah innehat. Wann kommen wir aber nun wirklich in Berührung mit der Kabbalah? Jene, die das Studium des Tarot beginnen, werden schon in ihren ersten Büchern das Wort mehr oder weniger beiläufig aufgeschnappt haben. Solche, die sich mit der Ritualmagie beschäftigen, werden nicht um Pfadarbeiten durch den Baum des Lebens herumkommen, und auch beim Lesen des *Buch des Gesetzes* von Aleister Crowley bedarf es kabbalistischen Wissens. Ob diese Anfügung in unsere Tradition sinnvoll ist, darüber lässt sich streiten. Die Kabbalah wird jedoch von Dion Fortune als das „Yoga des Westens“ bezeichnet und in gewisser Weise ist dies schon unsere okkulte Tradition, da sie eben die anderen Bereiche des europäischen Geheimwissens so gut verknüpfen kann. Seien es nun ägyptische Götter, Psychologie, Tarot oder Astrologie, alles kann man in die Kabbalah packen und mit ihr erklären.
In den weiteren Artikeln der Reihe werde ich grundlegende Konzepte der Kabbalah wie die hebräische Buchstabenmystik, den Baum des Lebens und die kabbalistische Sicht auf die Seele vorstellen.

Olf

Quellen:
(Stand der Internetseiten 18. 12. 2011)

Fortune, Dion, Die Mystische Kabala, Hamburg: Edition Aurinia, 1925
Idel, Moshe, Qabbalah, 1987 in: *Jones, Lindsay (Hrsg.)*, Encyclopedia of Religion, Second Edition, Thomson Gale, 2005
Low, Colin, Notes on Kabbalah, auf http://www.digitalbrilliance.com/kab/nok/NoK.pdf
Karr, Don, Notes on the Study of Christian Cabala in English, auf http://www.digitalbrilliance.com/kab/karr/index.htm
Karr, Don, Notes on the Study of Christian Cabala in English Addenda. auf http://www.digitalbrilliance.com/kab/karr/index.htm
Mathers, Samuel MacGregor, *The Kabbala Unveiled*, Red Wheel/Weiser, 1992
Scholem, Gershom G., Major Trends in Jewish Mysticism, Jerusalem: Schocken Publishing House, 1961
Die Kabbalah in der hermetischen Tradition
Waite, Arthur Edward, The Holy Kabbalah. New York: Citadel Press, 1995

4 Waite, 1995 frei übersetzt vom Verfasser

5 Diese finden wir in seinem Werk *De occulta philosophia.*

6 Das Ritual der "mittleren Säule" von Isreal Regardie

7 Aleister Crowley, Israel Regardie, Dion Fortune, Gareth Knight, um nur einige zu nennen

Tiere in Mythen

Der Hund

Dem Artikel vorangehend möchte ich erwähnen, dass ich bereits über den Wolf in Mythen geschrieben habe. Aber auf der Suche nach einem Tier ist mir aufgefallen, dass sich auch um den Hund sehr viele Mythen ranken und ich bin der Meinung, dass ich diese dem Leser nicht vorenthalten sollte.

„Wenn Du einem verhungernden Hund aufhilfst und ihn aufpäppelst, wird er Dich nicht beißen. Das ist der grundlegende Unterschied zwischen einem Hund und einem Menschen.“ (Mark Twain)

Der Hund zählt als ältestes Haustier in der Geschichte der Menschheit. Viele Tierarten fügten sich in das Leben der Menschen, doch der Hund ist das einzige Tier, welches sich komplett an den Menschen angepasst hat. Steinzeitliche Funde belegen, dass der Hund schon damals den Menschen begleitete. Es wurden ebenso Felsmalereien aus der Bronzezeit gefunden, die bestätigen können, dass Hunde schon in dieser Ära in der Nähe des Menschen lebten. Es entstanden, je nachdem, welchen Nutzen die Tiere haben sollten, sehr viele Hunderassen, sodass wir in der heutigen Zeit um die 400 Hunderassen weltweit zählen können. Es wurden immer und immer wieder Hunde verschiedener Arten gekreuzt, in der Hoffnung, dass ein bestimmter Wesenszug oder bestimmte anatomische Eigenschaften in der Nachzucht dominieren würden. So kam es, dass die Menschen nun von hervorragenden Jagd- und Hirtenhunden begleitet werden und dass Verschüttete von erstklassigen Spürhunden gerettet werden können. Erst im Mittelalter wurden Rassehunde gezüchtet, bei denen das gute Aussehen dann im Mittelpunkt stand. Doch in welchen Mythen und Geschichten sind uns Hunde bekannt? In meinem Artikel möchte ich dem geneigten Leser etwas darüber erzählen.

Es hieß, dass der Speichel von Hunden eine heilende Wirkung hätte. Somit galten Hunde für Prediger als äußerst heilig, denn diese berührten mit ihren Worten die kranken Seelen der Menschen. Ein weiterer Beweis dafür, dass Hunde über Heilkräfte verfügen, war, dass man in Asien den Brauch pflegte, eine Schüssel mit Hundeblut vor die Türen zu stellen. Dies sollte die Bewohner vor Krankheiten und Tod schützen und Einbrecher fernhalten. In Griechenland galt der Speichel von Hunden erst als giftig, wie wir in dem Mythos von Cerberus sehen können. Doch diese Ansicht änderte sich nach einiger Zeit und besonders Augenleiden wurden durch das Ablecken von Hunden geheilt. Es ist tatsächlich so, dass Hundespeichel keimtötend wirkt und Entzündungen damit zu lindern sind.
Bevor das Christentum als Weltreligion die Oberhand gewann, galt es als Verbrechen, einen Hund zu töten. Der Beruf als Hundshautgerber war verflucht und verachtet. Wer einen Hund, auch wenn es ein Versehen war, tötete galt als untauglich, ein Handwerk auszuüben.
Allerdings änderte sich dies mit dem Christentum. Von weißen Hunden wurde gesagt, dass diese Gott und dem Licht am nächsten sind, schwarze Hunde wiederum galten als teuflische Verführer und es hieß der Teufel selbst verwandle sich in einen großen schwarzen Hund, um die Menschen zu verführen. Hexen besaßen nicht nur schwarze Katzen, Kröten und Schlangen, nein, auch schwarze Hunde begleiteten diese angeblich. Noch im 16. Jahrhundert hing man manche Verbrecher mit dem Kopf nach unten zwischen zwei Hunden auf. Daher kommt vielleicht auch das Sprichwort *„vor die Hunde gehen“* Aber vielleicht kommt es auch aus der Jägersprache, denn heruntergekommenes Vieh wird leichter von den Hunden gefangen und geht so zugrunde. Das sogenannte *„Hundstragen“* war ebenfalls eine Art Bestrafung, bei der es auf besondere Schmähung ankam. Dabei musste der Verbrecher einen Hund um die Kirche des Dorfes tragen. Hunde galten als unrein und dreckig, als hinterhältig und feige. Jemand, der *„schlafende Hunde weckt“*, ist unvorsichtig. Ein Mensch, der *„bekannt wie ein bunter Hund ist“*, ist sehr bekannt, allerdings nicht im Geringsten positiv. Jemand, der *„auf den Hund kommt“*, gerät in ein äußerst schlechtes Umfeld und ein *„krummer Hund“* ist ein Ganove.
Allerdings habe ich auch positive Redewendungen gefunden, die sich auf Hunde beziehen: *„Hunde hinten haben“*, bedeutet, dass man einen heimlichen Schatz besitzt. Einem Menschen *„nachlaufen wie ein Hund“*, bezieht sich auf die Treue von Hunden, denen man ja nachsagt, dass sie treu bis in den Tod und sogar darüber hinaus sind.
Hunden wurde die Eigenart zugeschrieben, Geister und Dämonen zu sehen. Vielleicht kam das von ihrer Eigenart ins scheinbar leere zu bellen. Wegen ihres guten Geruchssinns schlagen sie auch dann schon an, wenn für einen Menschen noch keine Gefahr erkennbar ist. Im Mittelalter wurden die deshalb verachtet und auf der anderen Seite im Stillen bestaunt. Es hieß, dass man einen Geist sehen könnte, wenn man einem Hund zur Geisterstunde zwischen die Ohren schaue. Allerdings musste man dabei eine hintere Pfote anheben. Hunden wurde und wird nachgesagt, dass sie mit ihrem Bellen versuchen, böse Geister zu vertreiben und die Menschen zu warnen.

In China gibt es die sogenannten *Fu Dogs*, welche auch in den angrenzenden Ländern als die Heiligen Wächterhunde verehrt werden. Sie bewachen die buddhistischen Tempel und Schreine, ja, es wird sogar gesagt, sie hätten die chinesische Mauer beschützt. Menschen aus vielen asiatischen Ländern stellen Statuen dieser Hunde links und rechts neben die Eingänge ihrer Häuser, um damit das Böse abzuwenden. Sie wurden in den allermeisten Fällen als Paar dargestellt, wobei der männliche Hund eine Kugel unter der Pfote hat, welche die Erde darstellen sollte. Das Weibchen behütet unter ihrer Tatze einen Welpen, als Zeichen für den Zyklus des Lebens. Der chinesische Wächterhund hat viele Namen, unter denen er bekannt ist: *Lung-Kou* (Drachenhund), *Heiliger Hund aus Sinkiang* oder gar als *T`ien Kou* (Himmelshund). Eine weitere Bezeichnung für diesen kleinen Hund ist *Löwe von Korea*, die Japaner kennen ihn als *komainu*. Buddha soll der Überlieferung nach von vielen, kleinen Hunden umgeben gewesen sein, die sich bei



Komainu in Tokorozawa, Japan

Gefahr in wilde und gefährliche Löwen verwandelt haben sollen.
In Japan gibt es als Fabelwesen noch den *Tanuki*. Er ist ein Marderhund und ist neben den Kitsune eine der Hauptfiguren in japanischen Sagen und Fabeln. Er erscheint in den Mythen als ungeschlagener Meister der Verkleidung und Gestaltwandler – also ähnlich unserem Reineke Fuchs. Allerdings ist ein Fuchs eher grazil, schnell und leise, während der Tanuki ein ziemlich derber Zeitgenosse zu sein scheint. Meist werden Tanuki als männlich dargestellt und eines der Hauptmerkmale ist ihr überdurchschnittlich großer Hoden, welcher sehr wohl ein Glückssymbol darstellt. Allerdings können sie diesen auch als Schlagwaffen einsetzen, wenn sie wütend sind. Ein weiteres, wichtiges Merkmal an ihnen ist ein Blatt. Sie nutzen es, um sich zu verwandeln. Man sollte also immer nach einem Blatt Ausschau halten, wenn man einen seltsamen Menschen trifft.

Bei einigen Indianerstämmen, zum Beispiel bei den Chippewa und Sioux, werden Hunde in Riten als *„Sacred Dogs“* („Heilige Hunde“) bezeichnet. In diesen Riten werden die Hunde vorzugsweise geopfert und verzehrt, da sie während des Rituals zum Heiligen Hund werden. Hunde wurden, bevor die Indianer Pferde zähmten, als Lasttiere verwendet und als lebendige Nahrungsmittelration auf Reisen mitgeführt. Bei schamanischen Ritualen wurden Teile der Tiere als Heilmittel eingesetzt und, wenn Kontakt zu der Geisterwelt aufgenommen werden sollte, waren sie oft das Medium – zum Beispiel beim jährlichen *„Sacret Dog Feast“*.

Ich bin auf meiner Suche auf eine besondere Hunderasse gestoßen, um die sich einige Geschichten ranken: Der Anatolische Hirtenhund. Diese Rasse stammt aus der Türkei und ist in vier Schläge unterteilt. Ein Schlag davon ist der Kangal. Von ihm heißt es, dass er es mit Wölfen und Bären aufnehmen kann, ohne auch nur einen Kratzer davon zu tragen. Es werden Vergleiche zwischen dem Kangal und dem Löwen, dem König der Tiere gezogen. Er ist so berühmt, dass er sogar einen Platz auf türkischen Briefmarken bekommen hat.
„Ein Augenlicht würden sie für die Nase des Kangal geben und die mit einer Afterkralle, möglichst noch eine doppelte, sind die wirklich kampfstarken Kangal.“
So reden die Viehhirten über diesen Hund. Den Legenden zufolge bekam ein Kangal sein erstes Halsband, wenn er einen Wolf aufgespürt und getötet hatte, jedoch ist es auch recht wahrscheinlich, dass er sein Halsband schon eher angelegt bekam, um den Hals vor Verletzungen durch Kämpfe zu schützen. Aber scheinbar sind diese Hunde tatsächlich mutig, treu und stark, denn ich habe den Auszug eines Presseberichtes über die Rettung zweier Kinder aus dem Jahr 1991 gefunden, in dem berichtet wurde, wie ein Kangal todesmutig zwei Jungen vor einigen Wölfen rettete.

Am bekanntesten sind wohl wahrscheinlich die sogenannten „Unterwelthunde“. Sie hüten in den verschiedenen Mythen ohne Unterlass die Pforten in das Reich des Todes. Uns ist der dreiköpfige Cerberus bekannt, über den ich in einem vorherigen Artikel bereits geschrieben habe. Ebenso bekannt sein dürfte auch Garm, der Höllenhund der Hel. Aber über die Hunde oder auch Wölfe in der Unterwelt möchte ich dieses Mal nicht schreiben, da ich sie ja nun schon ausführlich erwähnt habe.
Viele Göttinnen werden von treuen Hunden begleitet. Frau Holle jagt in den Raunächten mit ihren Hunden durch die Dunkelheit. Wenn sie ein offen stehendes Haus entdeckt, schickt sie eine Hündin dort hinein. In Mecklenburg-Vorpommern, Hessen und Thüringen kursierte die Sage, dass man diesen Hund nicht verjagen kann und wenn man diesen tötet, bringt das großes Unheil über das Haus. Am Tage wird dieser Hund dann

zu Stein und in der Nacht kehrt er wieder und bringt Krankheit und Tod über die Bewohner des Hauses.
Die Hunde der Hekate gelten als Schwellentiere zwischen Oben und Unten, Licht und Dunkelheit, Leben und Tod. Es heißt, dass Hekates Hunde Geister und Dämonen sehen können, die den Menschen verborgen bleiben.



Cerberus, William Blake (1757-1827)

Die Göttinnen Diana und auch Artemis werden auf Darstellungen immer mit Jagdhunden dargestellt. Artemis ließ den Jäger Aktaion laut Überlieferung unbarmherzig von Hunden zerfleischen, weil er sie beim Baden beobachtet hatte. Auch hetzte sie ihre Hundeschar auf Kalisto, eine Jungfrau in ihrem Gefolge. Kalisto brach ihr Jungfräulichkeitsgelübde und wurde schwanger. Die gute Artemis wurde daraufhin so wütend, dass sie ihre Hunde auf Kalisto losließ, welche sie beinahe zu Tode gehetzt hätten, wenn Zeus dem Ganzen keinen Einhalt geboten hätte.
Die hawaiianische Vulkangöttin Pele wird auch oft mit einem großen Hund dargestellt. Sie ist sehr jähzornig und wenn ihr etwas nicht gefällt, schickt sie als dunklen Vorboten zuerst ihren Hund an die Oberfläche und begibt sich danach selbst nach oben, um sich einen Krater zu suchen. Wenn ihre Wut am Größten ist, so heißt es, stampft sie mit ihrem Fuß in den Krater, aus dem dann heiße Lava über ihre Opfer fließt.
Einen weiteren Zusammenhang zwischen Hunden und dem Totenreich findet man in der ägyptischen Mythologie. Der Totengott Anubis wird meistens als großer schwarzer Hund oder als Mensch mit einem Schakalskopf dargstellt. Nur ganz selten, zum Beispiel am Grab von Sethos I., findet man Darstellungen von Anubis mit einem Widderkopf.
Bei den Griechen galt der Hund ebenfalls als Begleiter der Toten, welche den Weg in die Unterwelt gehen, um später wieder unter die Lebendigen zu gelangen.

Zusammenfassend kann ich feststellen, dass Hunde in fast allen Teilen der Erde eine wichtige Rolle im Leben der Menschen eingenommen haben. Überall findet man Mythen und Legenden, überall gibt es Überlieferungen über die schon sehr lang bestehende Freundschaft zwischen Mensch und Hund.
Egal, wie schwer es der Hund in Europa im Mittelalter hatte, er hat es doch geschafft, sich in die Herzen der Menschheit zu bellen.

Jaronne

Quellen (Internetseiten Stand: Januar 2011):

Paul Goble, The Gift of the Sacred Dog, Aladdin, 1984
Sergius Golowin, Gemeinsam im Garten Eden, SPHINX, 1993

http://de.wikipedia.org/
http://www.kangal.homepage.t-online.de/kangal-hunde/seite1.htm
http://animalus-tierlexikon.de

Räuchern - ein uraltes Ritual

Vermutlich gehört das Räuchern zu den ältesten Ritualen der Menschheit überhaupt. Als der frühe Mensch das Feuer und seine Verwendung entdeckte, begann er vermutlich auch den Nutzen und die Symbolik des Rauches zu erahnen. Sein Geruchssinn war sein wichtigstes Werkzeug, wenn es ums Überleben ging. Heute geht man davon aus, dass dieser Sinn sogar derjenige war, der sich als erster umfassend entwickelte. Demnach kannten die Urmenschen den „Geruch“ des Feuers und der Pflanzen, die es unterhielten. Möglicherweise begannen sie bereits zu diesem Zeitpunkt, die Wirkungen des Rauches unterschiedlicher Pflanzen zu spüren. Spätestens mit der Entstehung des Schamanismus jedoch begann der Rauch bestimmter Pflanzen an ritueller Bedeutung zu gewinnen. Heilige Pflanzen halfen dabei, in einen tranceartigen Zustand zu gelangen, um mit den Geistern zu kommunizieren.

Archäologen fanden in Nordeuropa Reste von Räucherkuchen, die spätestens 7200 v. u. Z. verwendet wurden und höchstwahrscheinlich rituellen Einsatz bei Begräbnissen hatten. Das Räuchern wurde als archaisches Ritual zur Kommunikation mit der unsichtbaren Welt verwendet. Duftender Rauch bildete hierbei eine Brücke. Später, in der Kultur der Kelten und Germanen, verbreitete und spezialisierte sich der Umgang mit Pflanzen und Räucherungen zu kultischen und heilerischen Zwecken. Bereits hier schrieb man den einzelnen Pflanzen spezielle Kräfte und magische Eigenschaften zu, die durch das Räuchern freigesetzt wurden. Zu den Stoffen, die man im frühen Nordeuropa für Räucherungen verwendete, gehörten sowohl Sumpfporst, Bernstein, die Harze und Hölzer von Nadelbäumen wie Wacholder und Tanne als auch Kräuter wie Eisenkraut und Alant, die auch heute noch für diese Zwecke eingesetzt werden.

Als Wiege der frühen Räucherkultur gilt zudem Mesopotamien. Hier finden wir die ersten schriftlichen Aufzeichnungen zum Handel und zur Verwendung von Räucherstoffen, die ca. 2250 v. u. Z. entstanden. In Babylon bewohnten Händler von Räucherwaren eine eigene Straße und auf den Handelslisten finden sich über 200 Räucherstoffe. Zu Ehren des Baal-Marduk verbrannte man laut Herodot tonnenweise Weihrauch auf den Altären. Die Menschen pflegten sich mit duftenden Salben und parfümierten Tempel und Privathäuser mit kostbarem Räucherwerk, dessen reiche Fülle in der Geschichte herausragend blieb. Niedergeschrieben wurde auch, dass Götter und Menschen bestimmte Düfte bevorzugten. Die Myrte, die man heute mit Liebe und Hochzeit in Verbindung bringt, war beispielsweise Schamasch geweiht. Im berühmten Gilgamesch-Epos finden wir Hinweise auf eine Räucherung aus Kalmuswurzel, Zeder und Myrte, die den Göttern so gut gefiel, dass sie sich wie Fliegen um die Opferschale versammelten. Auch das würzige Galbanum und Labdanum sowie die erhabene Zeder und das süße Styrax gefielen den Nasen der mesopotamischen Götter und Menschen besonders. Magische Rituale, Opfer und Beschwörungen wurden stets von besonderen Räucherungen begleitet, da man glaubte, dass diese bestimmte Kräfte anziehen oder verbannen können. Neben Astrologie, Magie und archaischer Mathematik entwickelte sich im Zweistromland eine Art Spiritualität der Düfte, die in solcher Form in der Geschichte vorher nie da war.

Eine ähnlich umfassende Räucherkultur finden wir auch in Ägypten wieder. Hier waren bereits in prädynastischer Zeit, also 4000 bis 3000 v. u. Z., duftende Harze und Hölzer Grabbeigaben, die das Überleben der Seele nach dem Tod sichern sollten. Die Ägypter lernten Weihrauch, Myrrhe und die Kunst des Räucherns vermutlich durch indische Händler kennen. Von Asien nach Europa über Arabien bildete sich die sogenannte Weihrauchstraße, wohl die älteste Handelsstraße der Menschheit, auf der duftendes Räucherwerk aus dem fernen Osten und Arabien transportiert wurde. Vermutlich war es die Königin von Saba, die 950 v. u. Z. den größten Anstoß zur Bekanntheit der Weihrauchstraße gab. Von ihr ist bekannt, dass sie König Salomon Unmengen an Gold, Edelsteinen und kostbarstem Weihrauch schenkte, denn ihr Reich in Südarabien war das Zuhause der edlen Bäume und somit Quelle ihres Reichtums. Der Weg, der durch die Wüste führte, wurde später durch Seehandelsrouten und die Seidenstraße ergänzt und verband ganze Kulturen. Den Kulturen des Mittelmeerraumes waren aber nie wirklich die Quellen der Kostbarkeiten bekannt, die über die Weihrauchstraße transportiert wurden, da Arabien alles tat, um sein Monopol zu bewahren. Phantastische und wundersame Geschichten wurden über den Weihrauch erzählt. Herodot, der viel umherreiste, schrieb sogar von geflügelten Schlangen, die diese Bäume behüten und sich nur durch Opferräucherungen vertreiben lassen. Die Ägypter kauften massenhaft Weihrauch und Räucherstoffe, ohne die Herkunft genau ausmachen zu können, und diese Dinge zählten für sie zu den kostbarsten, die man besitzen konnte. Man wog sie mit Gold auf.

Die Ägypter starteten bereits ca. 2480 v. u. Z. unter König Sahure eine Expedition ins Land Punt, welches auch das „Land des Glücks“ genannt wurde, um sich das wertvolle Weihrauch- und Myrrheharz selbst zu beschaffen. Sie wollten nicht von den Händlern aus dem Osten abhängig sein. Viele Schiffe kehrten voll beladen aus dem Land südlich des Roten Meeres zurück. Später ließ sich Hatschepsut neben Gold, Weihrauch und Myrrhe auch die Balsambäume mitbringen, aus denen diese Harze fließen, um sie neben ihrem Tempel in der Nähe von Luxor einzupflanzen. Auf einem Relief des Tempels kann man folgende Inschrift dazu finden: „Das Belasten der Transportschiffe mit einer großen Menge von herrlichen Produkten Arabiens, mit allerlei kostbaren Hölzern des heiligen Landes, mit Haufen von Weihrauchharz, mit grünen Weihrauchbäumen. […] Niemals ist ein Transport gleich diesem von irgendeiner Königin seit Erschaffung des Weltalls gemacht worden.“ Man erachtete Weihrauch und Myrrhe als so heilig, dass diese Dinge nur von Adelsfamilien geerntet und gehandhabt werden durften.

In Ägypten räucherte man sowohl für sinnliche, als auch für sakrale Zwecke. Die Götter lieben die Düfte und die Nähe der Düfte setzten die Ägypter mit der Nähe der Götter gleich. Das Weihrauchharz selbst nannten sie sogar „den Göttlichmacher“. Man räucherte zu Ehren des Sonnengottes am Morgen Weihrauch, am Mittag Myrrhe und am Abend die bekannte Mischung „Kyphi“, die selbst Plutarch für ihre besänftigenden und beruhigenden Kräfte lobte. Räucherungen konnten die Liebe und Sinnlichkeit, aber auch die visionäre Schau des Verborgenen stimulieren. Ein ägyptischer Text mit dem Namen „Lied des Harfners“ lässt uns die Wertschätzung des Räucherwerkes erahnen: „Folge deinem Wunsch, weil du lebst, lege Myrrhe auf dein Haupt, kleide dich in feines Linnen, getränkt mit köstlichen Wohlgerüchen, den echten Dingen der Götter. Vermehre deine Wonnen noch mehr, lass dein

Herz nicht müde sein, folge deinem Wunsch und deinem Vergnügen.“

Auch Griechenland und Rom übernahmen später durch orientalischen Einfluss den exzessiven Gebrauch von Räucherwerk. Hier wurden tonnenweise der kostbaren Stoffe verbrannt, um die Götter gnädig zu stimmen und den Gestank brennenden Opferfleisches zu überdecken. In Griechenland halfen Räucherungen sowohl beim Tempelschlaf und der visionären Schau als auch beim Herabrufen himmlischer Einflüsse. In Rom wurde Räucherwerk sowohl in Tempeln als auch in den Häusern der Reichen verwendet. Kaum jemand konnte sich jedoch diesen Luxus leisten und Rom stand diesem anfangs mit Argwohn gegenüber. Bei den Siegeszügen der römischen Kaiser jedoch, so wurde erzählt, war ganz Rom vom Rauch duftender Pflanzen eingehüllt und an jeder Straßenecke wurden Räucherschalen aufgestellt.

Die Hebräer gingen anfangs sehr vorsichtig mit dem Räucherwerk um. Hier wurde genauestens zwischen dem sakralen und dem häuslichen Gebrauch von Räucherungen unterschieden. Den heiligen Weihrauch Gottes, so wie er im Exodus beschrieben wird, durfte niemand aus dem Tempel nehmen, geschweige denn für häusliche Zwecke missbrauchen. Hierfür gab es hohe Strafen. Später lockerten sich die strengen Gesetze, so dass man auch im Alltag Freude an den Düften haben konnte. Die Braut rieb sich beispielsweise vor der Hochzeit wochenlang mit Myrrheöl ein, um einen betörenden Duft zu verströmen. Auch von König David ist bekannt, dass er seine Gemächer und sich selbst im aufsteigenden Rauch parfümierte, um sich auf die Liebe vorzubereiten. Im Hohelied Salomos finden wir Liebesdichtungen, die mit Schwärmereien für Düfte verbunden sind. Düfte gewannen an Bekanntheit und Bedeutung als sinnliche Genüsse und Jerusalem wurde als Handelsknotenpunkt zur Hauptstadt der damaligen Parfümeurskunst.

Im fernen Osten, bei den Indern, Chinesen und Japanern, gibt es eine solch alte und vielfältige Tradition des Räucherwerkes, dass die Erläuterungen dazu den Artikel bei Weitem sprengen würden. Im Buddhismus werden Räucherungen verwendet, da sie die Achtsamkeit und einen klaren Geist fördern, und der Hinduismus verwendet Weihrauch als Nahrung und Opfer für die Götter ebenso wie für die Erotik. In Japan hat sich das Spiel mit Räucherdüften zu einer meisterhaften Kunst entwickelt und heute gelten die Räucherdüfte Japans als die feinsten und facettenreichsten überhaupt.

Die Ureinwohner der amerikanischen Kontinente kannten ebenfalls die Kunst des Räucherns. Bei den Maya, Inka und Azteken galten Räucherstoffe als „Gehirn des Himmels“ und „Atem der Götter“. Der kostbare Copal war für sie das, was für die östliche Welt der Weihrauch ist. Die Indianer Nordamerikas kannten die Kraftpflanzen der Wüste: weißer Salbei, Steppenbeifuß und Wacholder wurden zu Bündeln geknotet und angezündet. Der Rauch dieser Pflanzen konnte Harmonie und innere Stärke sowie Reinheit und Heilung bringen. Die Geister konnten die Botschaft des Rauches verstehen und folgten ihr gern. Heilige Orte, Schwitzhütten und auch Personen wurden gereinigt und geweiht, indem man sie mit kunstvoll verzierten Federn und einer Muschelschale voller brennender Kräuter der Kraft umwedelte.

In die klassische westliche Magie begannen Räucherungen als magisches Mittel zur Zeit der Renaissance Eingang zu finden und aufzublühen. Rezepte für planetarische Räucherungen entstanden ebenso wie Rezepte, die das Beschwören von Dämonen und Totengeistern zum Ziel hatten. Man war weniger an der Heilwirkung der Pflanzen als vielmehr

an ihren okkulten Kräften interessiert. In Agrippas Werk „De occulta philosophia“ finden wir solche Rezepte, die unter anderem Giftpflanzen und Halluzinogene wie Bilsenkraut und Schierling enthalten.
Sicherlich kamen die Korrespondenzen dieser Rezepte aus der Antike, wo man ja bereits das magische Räuchern praktizierte.

Auch im Wicca können wir das Räuchern als Teil von Ritualen finden. Dem Räuchern kommt hier eine wichtige Bedeutung zu, sodass das Rauchfass sogar zu den acht traditionellen Hexenwerkzeugen gezählt wird. In ihm verbinden sich die Elemente von Luft und Feuer und zu einem gewissen Teil auch ein Stückchen Erde. Die Erde wird durch die Kräuter und Harze symbolisiert, die sich durch das Feuer in wohltuende und magische Düfte transformieren, und schließlich durch die Luft zu den Ritualteilnehmern geleitet wird. So wird das Räuchern und das Räucherfass für die Segnung zu Beginn von Ritualen verwendet, aber ebenso spielen sie im achtfachen Pfad eine Rolle, um zur Trance zu gelangen und magische Resultate zu erzielen. Ebenso kann man dadurch seine Ritualgegenstände segnen, indem man sie durch den Rauch zieht, der durch bestimmte Kräuter hervorgerufen wird.

Das Räuchergefäß wird aufgrund der Verbindung der Elemente Luft und Feuer während des Räucherns entweder der Luft oder dem Feuer zugeordnet, man kann sie aber auch gut zwischen die Elemente, in den Südosten, einordnen. Natürlich kann das Gefäß während der Rituale auch einfach auf dem Hauptaltar im Norden stehen.

Es gibt keine Regeln, wie eine Räucherschale aussehen muss. Einige Eigenschaften sollte sie allerdings haben, damit man damit während der rituellen Handlungen vernünftig arbeiten kann: So sollte sie nicht brennbar sein oder schmelzen können. Zudem sollte man darauf achten, dass sie nicht so heiß wird, dass man sie nirgends mehr abstellen oder sie nicht mehr anfassen kann. Dazu gibt man meist in die Schale zunächst Sand, der die Hitze schlecht weiterleitet und somit verhindert, dass die Schale zu schnell heiß wird. Darauf wird dann die Räucherkohle gelegt. Diese sollte dann komplett durchgeglüht sein, bevor man Kräuter- und Harzmischungen hinzu gibt. Alternativ gibt es auch Gefäße, wo die Kohle auf ein Gitter oder ein Sieb gelegt wird. Der äußeren Form sind kaum Grenzen gesetzt. Wer gerne mit „natürlichen“ Gegenständen arbeitet, kann auch einen Räucherstein nutzen, auf dem sich dann die Räucherkohle befindet. Aber Achtung: Steine können ebenfalls sehr schnell heiß werden, sodass man eventuell ein kleines Gefäß mit Sand oder kleinen Steinchen darunterlegen sollte.

Alles in allem war und ist das Räuchern international ein herausragendes Ritual voller archaischer Kraft. Vielleicht werden wir uns der Vergangenheit bewusster, wenn wir das nächste Mal eine Räucherkohle entzünden und Körnchen des gelben Weihrauchharzes darauf legen. Vielleicht werden wir uns bewusst, dass wir dann genau denselben Duft einatmen, der seit tausenden von Jahren heilige und magische Riten begleitet und die Priesterschaft und Götterstatuen der Antike umwehte.

Math/ Fjörgynn

Quellen:

Susanne Fischer Rizzi, Botschaft an den Himmel – Anwendung, Wirkung und Geschichte von duftendem Räucherwerk, 2. Aufl. 1996
Franz X.J. Huber/Anja Schmidt, Das große Buch vom Räuchern, 2006
Erna Droesbeke, Weihrauch, 1998
www.wikipedia.org

Slawische Mythologie

Einführung

Am Anfang der Zeit war alles in Dunkelheit gehüllt. Aber dann erschuf das Eine, welches über uns alle wacht, das goldene Ei, in dem Rod – der Schöpfer von allem, was ist – verborgen war. Dann wurde die Liebe – Lada – aus Rod geboren und er verwendete sie, um sein Gefängnis zu zerstören. So schuf er das Universum:

Die Sonne kam aus Seinem Gesicht heraus,
Und der Mond erschien aus Seinem Kinn,
Und die Sterne kamen aus Seinen Augen heraus,
Und die Dämmerung entsprang Seinen Augenbrauen,
Und die dunkle Nacht wurde aus Seinen Gedanken geboren,
Und die starken Winde wurden geboren aus Seinem Atem.

So stellte Rod alles her, was wir heute um uns sehen. In seinem glühenden Triumphwagen erschuf er den Donner. Er setzte den Sonnengott Ra in ein goldenes Boot, und er setzte Miesiats, den Mond, in seine silberne Barke.

Nachdem wir uns über mehrere Ausgaben mit den Germanen herumgeschlagen haben (und ihnen sicher auch in Zukunft wieder begegnen werden), soll dieser Artikel den Anfang einer Reihe über die Kulte und religiösen Vorstellungen der Slawen bilden, die sehr reichhaltig, mannigfach und teilweise noch heute lebendig sind. Auch der Zyklus rund um den russischen Schöpfer und Kulturheroen Rod ist nur eine unter zahlreichen Variationen des slawischen Schöpfungsmythos, der sich uns ebenso vielfältig zeigt wie die Pantheone, Dämonologien und Kultpraktiken dieser Völker.
Da kommen uns unwillkürlich zahlreiche Bilder in den Sinn und viele davon werden wir aus Märchen kennen: die Menschenfresserin Baba Jaga samt ihrem Hühnerhaus, der feuerrote Hahn, der die bösen Geister vertreibt, Wasser- und Waldgeister, hölzerne Götteridole, bemalte Eier, bunter und reich verzierter Holzschmuck, weise Schlangen, Blumenkränze im Mädchenhaar, Sonnenwendtänze etc. etc. Denken wir jedoch an die heutige Zeit, so werden unsere „slawischen“ Stereotypen ganz anderer Natur sein: Da denken wir an Plattenbausiedlungen, Armut, Alkoholismus, staubige Dorfstraßen und kleine Dorfläden, aber auch an große Familienfeste, lachende Omas mit Zahnlücken, eifrige Kirchgänger und vielleicht auch an viel Aberglauben.
Insgesamt erscheinen diese Slawen uns Mitteleuropäern immer noch fern, fremd und exotisch und das, obwohl sie zu unseren nächsten Nachbarn zählen. Tschechen und Polen sind Teil der slawischen Völkerfamilie; ja selbst das Gebiet zwischen Elbe und Oder war einst Slawenland – die Sorben zeugen bis heute davon; jeder von uns kann also mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Slawen zu seinen Vorvätern zählen. Und genau deshalb begann ich mich vor einiger Zeit mit den Glaubensvorstellungen und Bräuchen jener Völker zu beschäftigen, die hierzulande viel zu oft zu Gunsten der Germanen links liegen gelassen werden. Dabei können die Slawen gerade für Neopagene in Ostdeutschland sehr spannend sein, stößt man hier doch ständig auf ihre Siedlungen, Kultplätze und Grabstätten und auch Ortsnamen wie Chemnitz, Leipzig und Dresden sind durchaus nicht deutschen Ursprungs.
Die große Völkerfamilie der Slawen gehört der Gruppe der indoeuropäischen Völker an und lässt sie sich in drei große Untergruppen gliedern: Die Ostslawen (Russen, Weißrussen und Ukrainer), die Westslawen (Polen, Slowaken, Tschechen und Sorben) und die Südslawen (Slowenen, Kroaten, Bosniaken, Serben, Montenegriner, Mazedonier, Bulgaren). Die Sprachen der verschiedenen Völker unterscheiden sich weit weniger voneinander als beispielsweise die germanischen Sprachen, was damit zusammenhängt, dass die Slawen noch bis ca. 500 u. Z. ein relativ zusammenhängendes Siedlungsgebiet im heutigen Weißrussland und der nördlichen und mittleren Ukraine bewohnten und sich erst in den beiden darauf folgenden Jahrhunderten über weite Teile Ost-, Mittel- und Südeuropas verbreiteten. Erst seit diesem Zeitpunkt ist von einer getrennten sprachlichen und kulturellen Entwicklung der Ost-, West- und Südslawen auszugehen.
Die Wurzeln der frühen, gesamtslawischen Kultur liegen völlig im Dunklen, denn römische und griechische Chronisten erzählen uns nichts über die slawischen Stämme und oder erwähnen sie nur am Rande, so zum Beispiel Tacitus oder Plinius. Erst im 6. Jahrhundert traten die Slawen im Zuge der Völkerwanderung ins Licht der überlieferten Geschichte. Einst scheinen sie eng mit den baltischen Völkern der Litauer und Letten verwandt gewesen zu sein und es gibt die Theorie, dass sich ihr Ursprung dort finden ließe; nicht nur wegen der zahlreichen, gemeinsamen Worte, sondern auch wegen der ähnlichen Pantheone. So finden wir zum Beispiel den slawischen Donnergott Perun sehr offensichtlich im lettischen Perkons und dem litauischen Perkunas wieder. Balten und Slawen grenzten sich laut dieser Hypothese zwischen 200 v. u. Z. und 500 u. Z. voneinander ab und haben sich seitdem soweit voneinander entfernt, dass sie heute als zwei eigenständige Sprach- und Völkerfamilien angesehen werden. Interessant sind auch die von der ethnografischen Forschung festgestellten Verbindungen der slawischen (und baltischen) Sprache und Religion in den indoiranischen Raum, also nach Persien und Indien. Dazu zählen neben der herausragenden Rolle des Feuers als Attribut der höchsten Gottheit auch die kultische Verehrung des Eies, das oftmals dualistische Weltbild und die zahlreichen Wortverwandtschaften wie beispielsweise *vatra/átar* (Feuer), *Svarog/svarga* (Gott des Himmels/Himmel), *bog/baga* (Gott) oder auch *žrtva/zaothra* (Opfer). Insgesamt gibt es so viele Verbindungen in den altiranischen Raum, dass man die Vorfahren der Slawen ursprünglich wohl im Kaukasus oder in Zentralasien suchen musste.
Die frühen Slawen kannten keine Staaten und ihr Siedlungsgebiet lag fernab der großen, antiken Handelsrouten. Sie lebten weniger als Viehzüchter, sondern eher als Ackerbauern und besaßen keine eigene Schriftsprache. Stamm und Familie funktionierten demokratisch, aber patriarchalisch; die Männer hatten also das Sagen. Ursprünglich kannten die Slawen keine Stände, keine erbliche Fürstenwürde und keine Sklaverei. Die Einwohner eines Ortes bildeten eine durch Blutsbande verknüpfte Sippe, deren Mitglieder einen gemeinsamen Namen trugen und gemeinschaftliches Gut besaßen. Höchste Autorität hatte die *wetsche*, die Dorfversammlung, während der *starosta* (Älteste) nur Verwalter des Gesamtvermögens der Gemeinschaft war. Diese Einheit der Sippe schloss jegliche Art der Erbfolge aus, wodurch sich die Slawen wesentlich von den Germanen, Kelten und Mittelmeervölkern

unterschieden. Aus mehreren solcher Sippen bildete sich der Stamm, an dessen Spitze das Stammesoberhaupt stand, dem allerdings nur als Anführer in Kriegszeiten und beim Vollzug gemeinsamer Opfer Bedeutung zukam. Standesunterschiede, erbliche Fürstenmacht, Leibeigenschaft und Sklaverei bildeten sich infolge fremder Einflüsse erst später bei den Slawen heraus. Sämtliche Bezeichnungen für „Herrschaft", "Herrscher", „Adel" etc. sind fremden Ursprungs. Wie schon gesagt, setzte die Wanderung und Aufsplittung des slawischen Urvolkes im sechsten Jahrhundert ein, wobei größtenteils jene Gebiete besiedelt wurden, die die germanischen Stämme ein Jahrhundert zuvor im Zuge der Völkerwanderung verlassen hatten. Im Westen drangen die Slawen somit bis an den Oberlauf der Elbe, bis an die Saale, ins Maingebiet und zu den Ostalpen vor; im Süden überrannten sie den gesamten Balkan einschließlich Griechenlands und standen zeitweilig sogar vor den Toren Konstantinopels. Im Osten schließlich breiteten sie sich weit in die Steppen und Wälder des heutigen Russlands aus die damals noch dünn von finno-ugrischen Stämmen besiedelt waren. Nicht alle diese in Besitz genommenen Gebiete konnten von den Slawen gehalten werden. Mancherorts wurden die Neuankömmlinge von der einheimischen Bevölkerung assimiliert (in Rumänien und Griechenland), andernorts übernahmen sie die Sprache und Kultur späterer Eroberer (in Ostdeutschland). Durch den Kontakt und die Konfrontation mit Ostrom und den Germanenreichen hielt die Staatsidee Einzug in den Köpfen der ursprünglich nur für den Kriegsfall bestimmten Stammesoberhäupter, denn nun herrschte permanent Krieg. So ließen die ersten Staatsgründungen nicht lange auf sich warten: im 9. und 10. Jahrhundert entstanden nach und nach das Großmährische Reich auf dem Gebiet der heutigen Slowakei, das mächtige Bulgarenreich, die Königreiche der Serben und der Kroaten, das Großreich der Kiewer Rus, sowie das Herzogtum der Premysliden im heutigen Tschechien und jenes der Piasten im heutigen Polen. Mit dem Beginn dieses staatlichen Lebens waren meist die Übernahme des Christentums und der Niedergang der alten Religion verbunden. Dementsprechend hatte die ursprüngliche Religion dort am längsten Bestand, wo bis ins frühe Hochmittelalter noch ein staatenloser Raum existierte – im Gebiet zwischen Elbe und Oder. Aus eben jener Gegend haben uns christliche Chronisten wie Thietmar von Merseburg (975-1018) oder Helmold von Bosau (1120-1177) die detailliertesten – wenn auch nicht immer vorurteilsfreien – Nachrichten über die slawische Kultpraxis hinterlassen. Der Übergang vom Heiden- zum Christentum verlief oft langsam, denn zunächst war es nur die Oberschicht, die das Christentum und damit die angeblich aus Gottes Hand empfangene Herrscherwürde übernahm; die ländliche Bevölkerung blieb oft bis weit in die Neuzeit hinein heidnischen Vorstellungen und Bräuchen zugetan. Offiziell bekehrt wurden Bulgaren, Serben, Tschechen, Kroaten und Slowaken in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, 966 folgten die Polen und 988 die Kiewer Rus. Die Insel Rügen – das letzte heidnisch-slawische Fürstentum – wurde 1168 brutal von den Dänen erobert und zwangschristianisiert.

Wie die slawischen Opferriten; Jahreskreisfeste und Tempel aussahen, welche Gottheiten die slawischen Pantheone umfassten und welcher Art ihr Dämonen- und Geisterglauben war, möchte ich den Lesern in den folgenden Artikeln berichten.

Charon

Quellen:

Brückner, Aleksander, Die Slawen, Tübingen, 1926

Vana, Zdenek, Mythologie und Götterwelt der slawischen Völker, Stuttgart, 1992

Die Höllen des *samsara*

Tibetisch-buddhistische Diesseitsvorstellungen

„Wir erfahren nur die Gegenwart – nichts weiter." *Tenzin Gyatso*

Die Höllen des *samsara* liegen nicht im Jenseits, sondern sind Bestandteil der diesseitigen, erfahrbaren Welt.

Im tibetischen Buddhismus ist lediglich das *nirvana* nicht erfahrbar, denn alles was erfahrbar ist, setzt einen Geist voraus, der im *nirvana* nicht mehr vorhanden ist.

Der Mensch dreht sich im Rad der Wiederkehr, wechselt von Gott zu Tier zu Geist und beginnt von neuem. Das sind keine Tode, nur sich wandelnde Orte und sie alle tragen die Wahrheit vom Leiden in sich.

Mein letzter Artikel befasste sich mit der Entstehung und Lehre des „Urbuddhismus". Dieser entmachtete die Götter und gab dem einfachen Menschen die Möglichkeit der Erlösung aus dem Leidenskreislauf. In Tibet traf der Buddhismus auf das magisch und schamanisch geprägte „Böntum"(*bon*) mit seinen Geistern und Dämonen. Trotz der sich schnell entwickelnden Buddhismuslehrschulen und Mönchsgemeinden, unterstützt durch das seit dem 7 Jh. bestehende Schrifttum, kam es zu häufigen Religionsauseinandersetzungen. Nach wechselnden Ausweisungen, Verfolgungen und Einladungen von buddhistischen Lehrern, sowie politischen Kämpfen zwischen Königshaus und Adel wurde der Buddhismus zwar 779 u. Z. Staatsreligion, beschloss jedoch somit den Untergang von Tibet, dem damals militärisch stärksten Reich von ganz Zentralasien. Durch einen Königsmord, der auch religiös begründet war, zersplitterte das Reich gänzlich. In den so entstandenen, kleinen Fürstentümern entwickelte sich der Buddhismus sehr unterschiedlich. Es entstanden die verschiedensten Schulen, die meisten stark geprägt von dem noch gebräuchlichen *bon*. Das Böntum gab dem Buddhismus seine mächtigen Wesen und magischen Praktiken mit und veränderte ihn vollkommen. Dieser „Synkretismus *bon*" entwickelte sich später zu dem heute als „Lamaismus" bekannten Vajrayana-Buddhismus.[1]

Das *samsara* und die sechs Daseinsbereiche

Was die unterschiedlichen Schulen jedoch gemeinsam haben, ist das *samsara*. Entgegen der weitläufigen Annahme, es beinhalte Jenseitsvorstellungen wie Höllen und Himmel, stellt das *samsara* die Welten dar, die neben der Welt der Menschen im „realen Leben"

1 Das „neue *bon*" ist dem tibetischen Buddhismus sehr ähnlich und besteht heute als eigenständige Religion weiter, hat aber wenig mit dem ursprünglichen *bon* gemein.

existieren, gleichberechtigt und gleich glücklos.

Aus dem *bon* sind auch die sechs Daseinsbereiche, die „Das Rad der Wiederkehr“ (tib. *srid-pahi hkhor-lo*) zeigt. Die sechs Felder zeigen drei höhere Welten (Menschen, Götter, Halbgötter) und drei niedere (Tiere, Hungergeister, Höllenbewohner).
Nach buddhistischer Vorstellung ist alles in ständigem Wandel, so auch die menschliche Person. Das „Ich“ existiert nicht so wie wir es kennen, sondern stirbt in jedem Moment und wird gleichzeitig geboren. Daraus ergaben sich gelegentlich, für unser Verständnis recht witzige Anekdoten. So gab es Gerichtsverhandlungen, bei denen diskutiert wurde, ob ein Mönch für Vergehen zur Rechenschaft gezogen werden könne. Denn schließlich sei man nicht für vergangene Taten verantwortlich, da zu jeder Zeit ein anderes Ich agiere.
Der Mensch selbst wird auch nicht zwangsläufig als Mensch wiedergeboren, sondern durchläuft alle Stationen des Rades.



Skizze eines samsaras, die Anordnung der einzelnen Bereiche kann je nach Darstellung wechseln

Ein Wesen kann jede Form eines Individuums annehmen, welches in einer von diesen Welten existiert. In welchem Bereich es lebt, ist von seinem Karma abhängig. Dabei sind alle Bereiche leidvoll, denn selbst die Götter „verbrauchen“ ihr gutes Karma – indem sie sich zum Beispiel von schönen Frauen bedienen lassen und den ganzen Tag Musik hören – und fallen nach einer kurzen Phase im „Zwischenbereich“ (tib. *bar do*), wo eine Befreiung aus dem Rad theoretisch möglich ist, zurück in den Kreislauf und beginnen von neuem als Höllenwesen.
Die Halbgötter gieren nach der Welt der Götter (dies stellt das Laster der Selbstzufriedenheit und des Stolzes dar) die sie zwar sehen können, aber nicht betreten. Meist wird die Welt dargestellt durch einen Baum, der zwar im Bereich der Halbgötter wurzelt, aber seine Früchte den Göttern darbringt.
Die Halbgötter sind gekennzeichnet durch Eifersucht und Machtstreben. Die Tierwelt demgegenüber steht für das Ausgeliefertsein und die unkontrollierbaren Instinkte. Die Hungergeister haben nur einen punktgroßen Mund und immer Appetit und entsprechen so der Gier und dem Geiz. Wie sie, so müssen auch die Höllenwesen leiden, welche den Aggressionen zugeordnet sind.
Die Welt der Menschen ist die beste Welt für den Ausbruch aus dem Kreislauf, da die Menschen bewusste Entscheidungen treffen können. Allerdings ist die Gefahr bei einem freien Willen, dass die Entscheidung nicht auf den „Ausstieg“ gerichtet ist.

In jedem Bereich ist auch Avalokiteshvara (tib. *spyan-ras-gzigs)*, ein Buddha des universellen Mitgefühls, zu sehen, der immer mit einem anderen Attribut gegen die Laster des jeweiligen Bereichs vorgeht:
Den Tieren erscheint er mit einem Buch des Wissens, den Göttern mit einer Laute des Dharma (Lehre Buddhas). Er hält eine läuternde Flamme für die Höllenwesen (Dämonen) bereit, das Schwert der Wunschbefreiung für die Halbgötter und die Geste der Wunscherfüllung für die Hungergeister. Den Menschen schließlich begegnet er mit Asketenstab und Almosenschale, um den Mönchsweg aufzuzeigen.

Der Antrieb des Rades sind die drei Tiere Hahn (Begierde), Schlange (Hass) und Eber (Verblendung). Sie beißen sich gegenseitig in den Schwanz und jagen sich, wodurch das Rad am laufen gehalten wird. Der Außenrand zeigt die zwölf Glieder der Kette, die den Menschen immer wieder in den Kreislauf hineinzieht (skrt. *nidana*)



Ausschnitt aus einem samsara, außen die nidana (hier die Blinde, der Töpfer und der Affe im Baum)

Ein Beispiel für *nidana* ist die blinde Frau mit Stock, welche die Unwissenheit symbolisiert. Diese Unwissenheit ist der Grund dafür, dass die meisten Menschen im *samsara* gefangen bleiben. Ein weiteres ist der Töpfer, der die nach der Unwissenheit nächste Stufe darstellt, die Tatabsicht – dargestellt durch das Töpfern von Gefäßen für zukünftigen Gebrauch. Durch die Absicht ergreift das Bewusstsein eine neue Existenz im Rad der Wiederkehr, wie ein Affe, der zum nächsten Ast schwingt.

Gehalten wird das Rad schließlich von Mara, Dämon des Unheils, der Finsternis und des Todes.

Die Höllen

Besonders ausgeschmückt in Bildern, wie in den Schriften, ist die Welt der Höllenwesen und Hungergeister. Auch hier ist der Einfluss der *bon*-Religion zu erkennen. In dem alten *bon* gab es noch nicht den Glauben an die Wiedergeburt und wie in vielen alten Kulten war daher der Bestattungsritus sehr wichtig. Denn wer nicht richtig bestattet wurde, kam an Furcht erregende Orte und musste, entgegen der Höllen im Lamaismus, dort verbleiben.
Es wird angenommen, dass die Unterweltreisen der Schamanen der *bonpo* (Anhänger des *bon*) wie die sechs Daseinsbereiche vollständig in die Höllenvorstellungen des Buddhismus übernommen wurden.
Die „Höllenfahrtsgeschichten“, eine Sammlung von Geschichten über Molon toyin, der die 16 Haupthöllen und ihre Nebenhöllen nach seiner Mutter absuchte, sind sehr beliebt. Sie wurden teilweise als Bilderreihe ohne Text von Buddhistischen Missionaren verbreitet, um in Tibet und der Mongolei Analphabeten zu einem ethischen, buddhistischen Leben zu bekehren.

„Als [Molon toyin …] in die erste der acht heißen Höllen […] kam, war da der Boden mit Feuergräben wie von rotflüssigem Eisen durchzogen. […] Die darin geborenen Wesen brannten in dem großen Feuer, bis Haut und Knochen barsten und zu Stücken zerfielen. Und sie nahmen auch Messer in die Hände und hieben aufeinander hierhin und dahin, bis sie bewusstlos zu Boden fielen. Wenn dann eine Stimme […] ertönte: „Beginnt von

neuem!“, erlitten sie ohne Änderungen die gleichen Qualen wie zuvor.“

Es gibt acht heiße Höllen und acht kalte Höllen. In jeder einzelnen Hölle gibt es ganz spezielle Foltermethoden. So gibt es beispielsweise je eine Hölle zum Rösten, Aufspießen, Zersägen etc. In den Nebenhöllen ist es dann so schlimm, dass sich die Qualen niemand vorstellen, geschweige denn aufschreiben, könnte.

In der Höllenwelt ist auch Yama (tib. *gsin-rje-chos-rgyal*), der König des Gesetzes, anzutreffen. Er sitzt zu Gericht und schickt die Existenzen in ihre jeweilige Welt. Das Zu-Gericht-Sitzen wird oft so beschrieben, dass er den Wesen, die zu ihm kommen, einen Spiegel vorhält, in dem sie ihr Karma erkennen und sich selbst verurteilen.

Das Reich der Hungergeister ist nicht weniger freundlich. Hier werden diejenigen wiedergeboren, die in ihrer Vorexistenz habgierig, geizig oder gefräßig waren.
Sie sind ständig hungrig und durstig und haben aufgeblähte Bäuche, da das wenige, was sie unter Qualen verspeisen, unverdaulich ist. Weil sie so dünne Hälse und kleine Münder haben, können sie kaum etwas zu sich nehmen, außerdem verwandelt sich alles Wasser, dem sie sich nähern, um es zu trinken, in Lava. Sie dürfen weder schlafen noch sich hinlegen, weil der Boden unter ihnen zu heiß wird, und werden von dämonischen Wesenheiten geplagt.

Wo liegen diese Welten?

Was nach dem Tod passiert, ist eine Frage die mittlerweile nicht mehr so klare Antworten fordert. Entweder die Menschen sind Atheisten und verdrängen dieses Thema, die Strenggläubigen glauben an die ihnen gegebenen Antworten und alle anderen werfen mit Wörtern wie „Transzendentale Erfahrung“ und „Metaphysik“ um sich und meinen, damit alles gesagt zu haben. Das Interessante an dem *samsara*-Rad ist der relative Wirklichkeitsanspruch. Die sechs Daseinsbereiche existieren alle in derselben Welt des Leides und der Illusion, worauf der Gott Mara, der das Rad hält, deutlich hinweist.



Avalokiteshvara mit Höllenbewohener

Wo befinden sich die Reiche der Hungergeister und Götter? Diese sind nicht so offensichtlich wie zum Beispiel das Tierreich, welches für uns klar erkennbar ist. Ich denke, es wäre eine Möglichkeit, dass die Daseinsbereiche alle Metaphern für das menschliche Wesen sind; das *samsara* als Karikatur des Geistes und Handelns der Menschen, als ein Bild mit moralischen Lehren, für ein Volk, welches zu der Zeit hauptsächlich aus Analphabeten bestand und zwischen die Mahlsteine der Religionskämpfe geraten war und dem somit ein Wegweiser und Ausweg gezeigt wurde.
Jedem Bewohner der Daseinsbereiche kann ein Verhaltenstypus eines Menschen zugeordnet werden, wie zum Beispiel der gierige Halbgott, der nach der Macht anderer greift, und das instinktive Tier, das nicht nachdenkt und bevormundet wird.

Der Weg aus diesem Kreislauf wird im tibetischen Buddhismus beschrieben, aber die Frage nach dem Jenseits und dem Tod, welcher das *nirvana* ist, bleibt weiterhin unbeantwortet.

Zwischen den Welten - *bar do*

Es gibt zwar die Möglichkeit, im Leben aus dem Kreis der Wiedergeburt auszubrechen[2], allerdings wird der Augenblick des irdischen Sterbens bevorzugt. Ganze 49 Tage nach dem Versterben befindet sich die Existenz in einem Zwischenzustand (*bar do* – „zwischen beiden“).

Das verstorbene Individuum (*Yid kyi lus* – Träger des „Bewusstseins“) wird rituell durch die Zwischenbereiche geleitet. Das geschieht mit Hilfe von gelehrten Mönchen. Jene lesen unter anderem aus den Schriften des Buches: „Grosse Befreiung durch Hören der Erklärungen über den Zwischenzustand, aus der tiefgründigen Lehre über die Eigenbefreiung durch Meditation über die friedlichen und zornvollen Gottheiten“, meist als „tibetisches Totenbuch“ bekannt. Der lange Titel dieser Aufzeichnungen erklärt schon den Inhalt der Schriften.

Der Tote wird mehrmals geprüft, ob er die Erscheinungen und Gottheiten als Projektionen seines eigenen Bewusstseins und damit letztlich als leer erkennt. Wenn er weder bei den friedvollen noch bei den zornigen Gottheiten deren Nichtexistenz erkennt, wird er in das Innere des *samsara* geschickt und von Eber, Hahn und Schlange gejagt. Durch diese drei (Unwissenheit, Gier und Hass) bekommt er die letzte Möglichkeit, zu erkennen, dass das *samsara* Illusion ist, wenn das allerdings nicht geschieht und er sich nach einem neuen Körper sehnt[3], wird er in einem der sechs Bereiche wiedergeboren.

Der Weg des *samsara* ist wie eine Schlange, die ihren eigenen Schwanz im Maul trägt, denn: Damit man aus dem ewigen Rad herauskommt, gilt es, sich der Laster und Irrtümer ganz bewusst zu werden und sie zu erkennen.
Es ist alles Illusion und Leiden, dennoch wird der Weg hinaus aus dem Rad mit einer Prüfung enden, die von den eigenen religiösen Illusionen gestellt und bewertet werden.
Denn, wenn dann die Gottheiten vor dir stehen, die du im Leben um Stärkung batest, und dich begrüßen, musst du sie vergessen, um nicht von vorne anfangen zu müssen, denn sie haben nie existiert.

Anm. des Autors: Die Frage, ob Wesenheiten wie Götter im Buddhismus eigenständige Existenzen sind, ist abhängig von der Lehre der verschiedenen Schulen. Sicher ist nur, dass sie genauso unwirklich sind wie alles andere auch.

Mara

Quellen:

Peter Antes, Religionen im Brennpunkt: religionswissenschaftliche Beiträge 1976 – 2007
Lama Anagarika Govinda, Grundlagen tibetischer Mystik
Prof. Dr. Karénina Kollmar-Paulenz, Universitätsheft 118, Religionswissenschafftliches Institut, Uni Bern
Herman Kulke, Indische Geschichte bis 1750, 2005

2 Die „sechs Lehren des Naropa“ bezeichnen Praktiken in denen man die Sechs Zwischenzustände erreichen kann.
3 Vergleich: die ersten drei *nidana*

Guter Rat der Kräuterhexe

Kräuter sammeln und trocknen

Der Frühling beginnt nun bald und mit ihm kommt die Zeit, in der wir wieder beginnen können, Kräuter und Heilpflanzen zu sammeln. Doch bevor wir damit anfangen, sollten wir uns einiges bewusst machen, was es dabei zu beachten gilt.

Der Ort

Zunächst einmal ist es nicht unwichtig, eine geeignete Stelle zu finden, an der man die Pflanzen sammeln kann. Diese sollte sauber sein und nicht gerade an einer Bundesstraße oder Autobahn liegen, von der die Autoabgase sich darüber legen können. Ebenso sind nahe gelegene Industrieanlagen oder ehemalige Müllhalden nicht gerade empfehlenswert. Auch wenn das Gebiet um die Sammelstelle herum landwirtschaftlich genutzt wird, kann man sich nicht zu hundert Prozent sicher sein, dass keine Schadstoffe an die Pflanzen gelangen. Schließlich werden in einigen Landwirtschaftsbetrieben auch Schädlingsbekämpfungsmittel eingesetzt. Am besten ist es also, wenn den ausgewählten Ort zunächst ein wenig unter die Lupe nimmt und darüber etwas recherchiert.

Die einzelnen Pflanzen wird man auch nicht an jedem Ort finden. Während die eine einen trockenen und sandigen Boden bevorzugt, steht eine andere lieber an einem Bachlauf. Eine dritte wächst wiederum auf fast allen Böden und stellt kaum Ansprüche an diese.

Naturschutz

Die aktuelle Lage in Sachen Naturschutz sollte man beim Sammeln unbedingt beachten. Es gibt Gesetze, an die es sich zu halten gilt. So ist das Sammeln und Pflücken von Kräutern und anderen Pflanzen in Nationalparks und Naturschutzgebieten generell verboten.

Auch komplette Pflanzenarten und -familien können unter Naturschutz stehen und dürfen dann überhaupt nicht gesammelt werden. Selbst wenn die einzelnen Pflanzen noch einmal in verschiedene Unterkategorien der Gefährdung eingestuft sind, sollte man sie nicht pflücken. In speziellen Datenbanken kann man sich vorher informieren, welche Arten geschützt sind und welche nicht.

Verwechslungen und Gifte

Es gibt viele Pflanzen, die sich ähneln und dabei völlig verschiedene Inhaltsstoffe haben. Wenn man nun also eine Pflanze sammeln will, sollte man sich sicher sein, dass man sie auch erkennt.



Gefleckter Schierling, eine giftige Pflanze, die häufig verwechselt wird

Schließlich möchte man ja nicht das wirkungslose oder gar giftige Gegenstück sammeln. Eine Möglichkeit zu prüfen, ob die gefundene Pflanze die richtige ist, ist ein Bestimmungsbuch.

Wer sich sicher ganz sein will, der kann einen Fachmann befragen. Die meisten Gärtnereien stehen sicher mit Rat und Tat zur Verfügung.

Nun gibt es auch eine Reihe giftiger Pflanzen, die der eine oder andere gerne sammeln und selbst anwenden würde. Davon möchte ich dringend abraten. Nicht alles ist gesund, was man in der Natur findet, und die Wirkung kann unberechenbar sein. Selbst der Gehalt des Giftes kann von Pflanze zu Pflanze und von Gebiet zu Gebiet völlig verschieden sein, sodass man sich gefährdet, wenn man diese selbst anwenden will. Will man sich nicht vergiften, sollte man also bei den ungefährlichen Pflanzen bleiben, zumal die Selbstbehandlung mit giftigen Pflanzen verboten ist.

Die Art des Sammelns

Je nachdem, welches Pflanzenteil man braucht, wird unterschiedlich geerntet. Man sollte darauf achten, dass man die Pflanze nicht unnötig verletzt und nur nimmt, was man wirklich benötigt. Ganze Bestände sollten niemals komplett abgesammelt werden, sonst kann es passieren, dass diese im nächsten Jahr nicht mehr existieren, da zum Beispiel keine Vermehrung mehr möglich ist, wenn alle Blüten oder Samen weggesammelt worden sind.

Im Herbst speichern viele Pflanzen ihre Stoffe in den Wurzeln oder Wurzelstöcken ein, sodass der Herbst für diese Pflanzenteile zum Sammeln eine gute Zeit ist. Die Teile über der Erde sind schon zum größten Teil ausgetrocknet, aber es reicht noch, um die Pflanzenart zu bestimmen. Vom Wurzelstock sollte immer ein Teil in der Erde verbleiben, damit die Pflanze nicht völlig zerstört ist. Daraus können neue Triebe entstehen, denn Wurzelstöcke sind Teile des Sprosses.

Blätter zupft man am besten in der Blütezeit der Pflanze ab, einzeln oder, wenn das nicht möglich ist, kleine Ästchen mit den Blättern. Schneidet man Pflanzenteile ab, so ist eine scharfe Gartenschere die beste Wahl. Blüten erntet man am besten, wenn sie noch nicht vollständig geöffnet sind. Auch diese nimmt man einzeln ab, außer es sind ganze Blütenstände zu sammeln. Da die Blüten äußerst empfindlich sind, sollten sie schnellstmöglich verarbeitet und nicht lange transportiert werden. Während des Transports ist auch darauf zu achten, dass diese nicht zerquetscht werden.

Früchte werden geerntet, wenn sie reif sind, und die Samen, kurz bevor sie von der Pflanze freigegeben werden. Sammelt man komplette Pflanzen, so sollte dies zu Beginn der Blütezeit geschehen. Rinden schält man am besten im Frühling ab.

Die Zeit

Ebenso, wie der Giftgehalt stark variieren kann, so variiert natürlich auch der Wirkstoffgehalt der Pflanzen generell. Dabei spielen nicht nur Niederschlag und Boden eine große Rolle, sondern auch die Zeit. Daher sollte man wissen, welche Kräuter man wann am besten sammeln kann. Zu welcher Jahreszeit dies geschehen sollte, kann man in den Ernte-Kalendern ablesen, in welchen die optimale Zeit angegeben ist. Orientiert man sich an ihnen, so kann es auch fast nicht passieren, dass die Pflanze statt der heilenden schon andere oder gar giftige Inhaltsstoffe produziert.

Vom Klima her sind trockene Tage am besten geeignet, um sammeln zu gehen. Tageszeitlich gesehen ist der Morgen die beste

Zeit. Aber man sollte solange warten, bis der Tau verschwunden ist.



Ein ungiftiges Gegenstück zum Schierling - die Schafgarbe

Der Transport

Beim Transport ist darauf zu achten, dass die einzelnen Pflanzen nicht durcheinander geraten und es so wieder zu Verwechslungen kommt. Das Gefäß für das Sammeln sollte luftig sein, damit sich die Pflanzen nicht erwärmen oder Feuchtigkeit abgeben. So eignet sich eine Plastiktüte kaum, wohingegen ein Korb mit einem Tuch gut geeignet ist. Während des Transports kann es dazu kommen, dass die Teile leicht anwelken, wenn es eine längere Wegstrecke ist. Dies ist nicht weiter schlimm, allerdings sollte der Transport nicht zu lange dauern.

Das Trocknen und Lagern

Das Trocknen ist eine Möglichkeit, um die gesammelten Pflanzenteile haltbar zu machen. Dabei sinkt der Gehalt des Wassers in ihnen immer weiter. So wird Mikroorganismen eine wichtige Lebensgrundlage entzogen und auch die Wirkstoffe in den Kräutern bleiben länger erhalten. Zum Trocknen von Blättern legt man alles in einer dünnen Schicht auf Tüchern aus, die an einem gut belüfteten Ort liegen. Rauch und Sonneneinstrahlung darf nicht an die Pflanzen gelangen. Während der Trocknung werden die Teile immer mal wieder gewendet. Für Menschen, die häufig Kräuter trocknen, gibt es im Handel auch spezielle Dörrapparate, die sich dafür gut eignen.

Für das Trocknen von Wurzeln oder Rinden, kann man diese in kleine Stücke schneiden und direkt in die Sonne legen. Alternativ kann man sie in den Ofen legen. Komplette Pflanzen oder Blütenstände kann man zu Sträußen binden und an gut belüfteten Orten zum Trocknen aufhängen. Für einige, empfindliche Pflanzen empfiehlt sich statt des Trocknens ein Einfrieren, damit ihre Aromen nicht völlig verloren gehen. Das trifft zum Beispiel für die Petersilie zu.
Nach dem Trocknen gilt es noch, die richtige Methode für das Aufbewahren zu finden. Damit keine Feuchtigkeit an die getrockneten Pflanzen gelangt, wodurch Bakterien und Pilzen ein guter Nährboden gegeben wird, verwendet man luftdicht verschlossene Gefäße. Diese müssen lichtundurchlässig sein, damit die Sonne nicht wichtige Inhaltsstoffe zerstören kann. Die einzelnen Gefäße sollten ordentlich beschriftet werden mit Art, Sammelort und -zeit, damit es keine Verwechslungen gibt. Als Gefäßmaterialien eignet sich Holz, getöntes Glas oder Weißblech. Bei Plastikgefäßen ist Vorsicht geboten, da ätherische Öle in die Gefäßwand gelangen und diese weich machen können.

Beispiel Bärlauch

Ich möchte nun noch anhand eines Beispiels das Vorgehen erläutern.
Zunächst trage ich also einige, ausgewählte Informationen aus einem Kräuterbuch über die Pflanze zusammen, die ich sammeln möchte:

Blütezeit: Frühling; Sammelzeit: Kraut im Frühling (April bis Mai), die Zwiebel auch im Herbst
Verwendete Teile: Blätter und Blüten unter anderem ätherische Öle als Inhaltsstoffe
Ort: feuchte Laubwälder bis 1000 m
Verwendung: möglichst frisch, ansonsten einfrieren
oval-elliptische Blätter, 10 bis 20 cm lang, an einem langem Blattstiel, dreieckiger Blütenstängel 20 bis 40 cm, weißer Blütenstand 3 bis 8 cm

Nun habe ich schon einige Dinge zusammengetragen. Als nächstes suche ich also einen geeigneten Ort. Bärlauch hat einen sehr charakteristischen zwiebelähnlichen Geruch, sodass man recht schnell einen Ort finden kann, wo er wächst. Mit ein wenig Mühe kann man aber den Bärlauch auch selber anpflanzen. Als nächstes schaue ich in der Datenbank des Bundesamtes für Naturschutz, ob der Bärlauch eine geschützte Art ist. Ich finde keinen Eintrag, also darf ich ihn sammeln.
Als nächstes informiere ich mich, ob es Pflanzen gibt, die ähnlich aussehen. Hier möchte ich noch erwähnen, dass man auch Pflanzen verwechseln kann, bevor die Blütezeit eintritt, sodass es manchmal auch für eine Verwechslung reicht, wenn nur die Blätter und Blattstiele ähnlich oder gleich aussehen. Ich finde heraus, dass die Blätter des Bärlauchs denen der Herbstzeitlosen und des Maiglöckchens sehr ähnlich sehen. Beide dieser Pflanzen können tödlich wirken. Nun kann man sie aber dennoch unterscheiden: Bärlauchblätter riechen stark nach Knoblauch, die Blätter der anderen Pflanzen hingegen sind geruchlos. Wer sich dennoch nicht sicher ist, sollte daher vom Sammeln absehen. Wenn ich Wald Bärlauch sammeln möchte, sollte ich zudem darauf achten, dass es möglicherweise zu Infektionen mit dem Fuchsbandwurm kommen kann.

Wenn ich den Bärlauch sammeln will, sollte ich pro Zwiebel mindestens ein Blatt stehen lassen, damit sich die Pflanze erholen kann. Die Blätter und Blüten sammle ich zu Beginn der Blütezeit. Wenn ich die Zwiebel brauche, so kann ich sie im Herbst ausgraben. Nach dem Ernten kann ich den Bärlauch sofort verwenden. Möchte ich ihn allerdings für später aufbewahren, so werde ich ihn einfrieren, da er für das Trocknen zu empfindlich ist.

Ich hoffe, dass ich anhand des Beispiels zeigen konnte, dass das Sammeln von Kräutern nicht darin besteht, einfach loszugehen und mitzunehmen, was man findet, sondern dass es durchaus vorbereitet sein sollte, vom Sammelort bis hin zur Lagerung.
Ich wünsche dennoch einen guten Start in den Frühling, der hoffentlich auch für den einen oder anderen mit viel Spaß beim Kräuter- und Heilpflanzensammeln verbunden ist, denn den sollte man sich trotz der vielen Vorbereitung nicht nehmen lassen.

Fjörgynn

Quellen und Weiterführendes:

M.T. Della Beffa, Der große Naturführer – Kräuter, 2007
M. Pahlow, Das große Buch der Heilpflanzen, 2004
http://www.gartendatenbank.de/ - hier findet man schnell und übersichtlich Infos zu vielen Pflanzen
http://www.floraweb.de/ - Hinweise zu Pflanzen, hauptsächlich Artenschutz und Vorkommen
Guter Rat der Kräuterhexe
Kräuter sammeln und Trocknen
http://www.wisia.de/ - Artenschutzdatenbank des BfN

Geschichten vom Tod

Sterbebegleitung Seelensingen

Heute möchte ich eine heidnische Bekannte zu Wort kommen lassen, denn sie hat eine ganz besondere Methode der Sterbebegleitung gefunden: das Seelensingen. Ich habe keine Ahnung, ob es das irgendwo auf der Welt gibt oder gegeben hat. Jetzt gibt es das.
Ich lasse sie einfach erzählen und denke nicht daran, zu kommentieren.
Ihre Sprache soll für sich selbst sprechen, genauso wie ihre Melodien.

Styx



Meine erste Begegnung mit dem Tod hatte ich, als ich siebzehn Jahre alt war. Ich hatte eine kleine Ratte namens Lotte. Als Lotte zwei Jahre alt war, bekam sie, wie die meisten Ratten, Krebs. Sie magerte ab, schien kleiner zu werden und bewegte sich nur noch, wenn es wirklich nötig war. Sie wurde sogar bissig, ließ sich nicht mehr anfassen, obwohl sie wirklich sehr lieb und zutraulich gewesen ist. Ich vermute mal, dass sie große Schmerzen und deshalb Angst vor Berührungen hatte. Eines Abends wollte ich nach ihr schauen und sah, dass sie reglos auf dem Boden ihres Käfigs lag. Sie atmete ganz schwer, nur daran konnte ich sehen, dass noch Leben in dem kleinen Tier war. Ich machte den Käfig auf, denn ich wusste, sie hatte keine Kraft mehr aufzustehen, sich gegen meine Berührung zu wehren. Zuerst streichelte ich sie ganz vorsichtig, dann nahm ich sie auf meine Hand. Sie wog fast nichts mehr, so sehr war sie abgemagert. Ich erschrak allerdings viel mehr vor ihrer Körpertemperatur: sie war völlig unterkühlt. Es war klar, dass sie nicht mehr lange leben würde und dass sie sich sehr quält. Also nahm ich sie ganz aus dem Käfig heraus, legte eine Schachtel mit einem Tuch aus, bettete Lotte darin und deckte sie zu, damit die Kälte nicht allzu unerträglich für sie war. Ich nahm sie mit in mein Zimmer, um genau zu sein in mein Bett und legte mich neben sie. Meine Hand lag auf dem kleinen, zarten Körper, ich spürte ihre schwachen Atemzüge. Sie wurde langsam ruhiger, die Atmung gleichmäßiger und ich hatte sogar das Gefühl, dass meine Hand sie wärmte. Also schloss ich die Augen. Von ganz allein atmete ich mit Lotte zusammen. Es war ganz einfach wie eine kleine alte Ratte zu atmen. Ich versuchte, ihr noch mehr Wärme zu geben - meine Wärme, die durch meinen Körper floss. Ich fühlte mich, als würde in meiner Hand eine Art Kanal geöffnet werden, der mich mit Lotte verband. Ich begann mit ihrem Atem zu summen, ganz leise, damit sie auch nicht erschrickt. Ich weiß nicht, wo die Töne herkamen, ich glaube, sie entstanden aus der Verbindung, die ich zu Lotte aufgenommen hatte. Heute könnte ich die Töne nie wiederholen, denn die Melodien kamen nicht wirklich von mir; ja, sie kamen aus mir heraus, aber das war nicht mein Gesang. Ich hatte das Gefühl, zusammen mit der zerbrechlichen Seele dieser Ratte zu schweben – über meinem Bett, irgendwo im Raum. Und nach einer ganzen Weile spürte ich, dass sie mich verließ, Stück für Stück, ganz langsam. Sie war so ruhig, dass ich mir heute noch ganz sicher bin, dass sie am Ende nicht mehr litt; ich glaube sogar, sie hatte zum Schluss nicht einmal mehr Schmerzen. Als ich wieder klar im Kopf wurde, war Lotte tot, ganz friedlich lag ihr Körper in der Schachtel, so als ob sie einfach eingeschlafen war. Natürlich war ich traurig über ihren Tod, aber ich war auch gleichzeitig glücklich darüber, dass ich sie ein Stück weit begleiten, sie auf meine Weise verabschieden konnte. Jedoch wusste ich da noch nicht, wie das überhaupt geschehen konnte, was ich gemacht hatte, um eins mit ihr zu sein. Wie bereits erwähnt: Ich war siebzehn.

Ich hatte auch einen Hund. Fast sechzehn Jahre lang begleitete er mich. Mit dem Alter bekam er einen Bandscheibenvorfall, sodass ich ihn die Treppen hinauf und hinunter tragen musste. Zusätzlich hatte er Probleme mit seiner Blase, aber wir konnten uns gut an seine Beschwerden anpassen. Als ich eines Abends von Freunden nach Hause kam, fand ich ihn tot in der Wohnstube liegend. Es traf mich wie ein Schlag, ich ging auf die Knie, drückte mein Gesicht in sein Fell und merkte, dass er noch ganz warm war. Wäre ich also ein wenig früher nach Hause gekommen, hätte ich ihn noch begleiten können... so dachte ich jedenfalls. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, ich wollte nicht, dass er allein war, wenn es mit ihm zu Ende ging, ich wollte bei ihm sein. Aus einem Impuls heraus fing ich an zu singen, ja ich sang meinem toten Hund ein Lied vor. Mit der Zeit wurde mein Gesang leiser und ruhiger, ich summte nur noch. Und wie bei Lotte weiß ich heute nicht mehr, was ich summte. Ich summte mich in eine Art Trance, aber nicht so, wie es ein Magier vielleicht aus einem Ritual mit Kraftkegel kennen mag. Es war anders. Ich wurde leicht, löste mich von meinem traurigen Körper und von meinem Hund. So losgelöst suchte ich noch etwas von seinem Geist, denn ich war der Meinung, dass dieser noch ganz in der Nähe sein musste. Immerhin war

er ja noch nicht lange tot. Und tatsächlich war es nicht schwer, irgendwo im Raum etwas zu finden, denn außer mir und dem Hund war ja keiner da. Es fühlte sich seltsam an, so als ob mein Geist den seinen berühren konnte, ihn auf einer nicht körperlichen Ebene streicheln, beruhigen und umarmen. Ich habe mich tränennass und in sein Fell hinein gedrückt auf dem Boden gesehen und gleichzeitig sprach ich mit ihm, vermittelte ihm, wie sehr es mir leid tat, dass ich nicht da war. Ja, es mag vielleicht etwas seltsam klingen, aber so fühlte es sich für mich an. Natürlich weinte ich auch noch lange danach. Aber ich konnte mich leichter an ein Leben ohne ihn gewöhnen, da ich der Meinung bin, dass ich auf meine Art Abschied nehmen konnte. Und heute, wenn ich manchmal noch von ihm träume, wache ich glücklich auf, weil er in meinen Augen im Grunde doch nicht allein war.

Ich habe natürlich versucht, jemandem zu erklären, was da passiert ist. Aber es blieb bei dem Versuch und hier und heute schreibe ich das erste Mal darüber. Und ich weiß nicht, ob jemand versteht, was ich mit meinen Zeilen beschreiben will.

Jedoch war dies nicht alles, was ich diesbezüglich erleben durfte. Eine Freundin von mir verlor in sehr frühem Stadium ihr Ungeborenes. Nach einer ganzen Weile kam heraus, dass sie nie wirklich getrauert hatte, sie konnte für sich auch keinen Abschied nehmen, was demzufolge sehr auf ihr lastete. Wir kamen auf die Idee, auf welche Weise auch immer, Kontakt zu dem Geist des Kindes aufzunehmen, um so die Mutter und das Kind noch ein letztes Mal zusammenzubringen, damit sie sich verabschieden konnte. Wir bereiteten liebevoll ein Ritual vor, dekorierten den Kreis kindgerecht, um den Geist des Ungeborenen zu uns rufen zu können. Immerhin war der Vorfall schon längere Zeit her und wir konnten nicht einschätzen, ob es für uns überhaupt noch zu erreichen ist. Wir zogen einen Kreis, damit noch mehr Heiligkeit und Gefühl in unsere Handlungen kommen konnte. Letztendlich saß ich mit meiner Freundin in der Mitte des Kreises. Ich nahm ihre Hände in die meinen und wir schauten uns an. Ich sah in ihren Augen viel Trauer und Unverarbeitetes. Ich öffnete mich für sie, machte mich frei von allem, was mir vielleicht noch im Wege stehen konnte, ließ in mir alles zu, was sie bewegte. Und als ihre Gefühle und auch Gedanken bei mir ankamen, versuchte ich sie in Tönen nach außen zu tragen. Das wirkte anfangs noch unbeholfen und ein wenig gezwungen, da ich wusste, dass diese Melodien aus mir herauskamen, sozusagen die meinen waren. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bis ich mich lösen konnte, fallenlassen konnte. Irgendwann war ich in der Lage das, was sie fühlte, auszudrücken.
Ich litt zusammen mit ihr, ich glaube wirklich, dass ich in diesem Moment eins mit ihr war. Aber damit war unser Werk noch nicht getan. Unsere Verbindung war stabil und ich begab mich auf die Suche von dem Teil, der ihr verloren gegangen war. Ich wusste nicht, wo ich anfangen sollte, also begab ich mich, ähnlich wie früher bei meinem Hund, nach außen. In dem Raum zu suchen, in dem wir saßen, hatte nicht viel Sinn, also dehnte ich mich aus. Ich hatte das Gefühl, es gab keine räumlichen Grenzen mehr, es gab keine Häuser, keine Menschen außer meiner Freundin und mir, ich glaube sogar, dass mir im Endeffekt die ganze Erde abhanden kam. Ich weiß nicht, wie ich das anstellen konnte, oder anders ausgedrückt, ich weiß nicht, wie ich es dem Leser beschreiben könnte. Meine eigenen Grenzen lösten sich auf, mein Körper war nicht mehr wichtig. Wieder wusste ich nicht, wieviel Zeit verstrichen war, aber auf meiner Suche fand ich irgendwann eine Präsenz; etwas Trauriges, Kleines, was eigentlich schon gar nicht mehr wirklich vorhanden war. Es war eine Ahnung von dem, was es mal hätte werden können. Es kam mir fast dreist vor, es zu uns in den Kreis zu rufen, zu bitten, noch mal wiederzukommen. Also tastete ich mich vorsichtig heran, um erst einmal herauszufinden, ob es das überhaupt wollte. Ich weiß, das klingt wirklich höchst esoterisch und vielleicht abgehoben, aber ja, so dachte und fühlte ich mich. Wenn man das Ganze vielleicht bildlich beschreiben will, dann könnte man sich Folgendes vorstellen: Zwei Geistwesen nähern sich irgendwo im Nirgendwo, betasten sich, führen eine Art Tanz auf, kommunizieren auf eine Art, die niemand sonst verstehen kann, um am Ende ineinander zu fließen. Es fühlte sich für mich wie ein Stromfluss an, ich bekam zu der Trauer der Mutter auch noch die Trauer dieses Wesens mit. Mir wurde klar, dass das, was wir vorhatten, wichtig war. Es war weder unhöflich, noch anmaßend, noch unmöglich. Als ich diesen Energiefluss spürte, nahm ich alles, was ich greifen konnte, mit in den Kreis hinein. Ich war nicht mehr die Frau, die dort im Kreis saß und die Hände einer anderen hielt. Mein Körper war ein Kanal, ein Gefäß, nur noch dazu da, um aufzufangen, was um ihn herum geschah. Ich ließ alles zu, was in mich hinein und auch hinauskam, ich wusste, ich gab noch Laute von mir, hörte sie aber nicht mehr. Es war ein wüstes Durcheinander von Trauer, Angst, Festklammern und auch Loslassen. Unwiderruflich baute sich in uns eine gewaltige Energie auf, die wir hin- und hergaben. Meine Freundin und das, was von ihrem Ungeborenen noch da war, kommunizierten auf eine Art und Weise miteinander, die ich selbst als eigener Mensch nicht verstehen und beschreiben konnte. Ich merke auch jetzt wieder, wie schwer es mir fällt, das Ganze in halbwegs verständliche Worte zu fassen, sodass es vielleicht jemand nachvollziehen kann. Irgendwann war es vorbei, das Wesen, was ich mit in den Kreis brachte, ging und ich glaube, dass es für immer ging. Ich hätte es also, selbst wenn ich es gewollt hätte, nicht wieder finden können. Meine Freundin und ich sanken tränenüberströmt in uns zusammen. Vor dem Ritual legten wir ein Tongefäß und einen Hammer bereit, damit sie auch auf der materiellen Ebene irgendetwas anstellen konnte. Also nahm sie die beiden Sachen und zerschlug, als Zeichen des Abschieds das Gefäß. Danach haben wir es wie bei einer Beerdingung begraben. Ich muss sagen, dass ich in diesem Ritual körperlich an meine Grenzen gestoßen bin. Ich bin es gewohnt, die Kontrolle zu haben, meine Handlungen während eines Rituals noch mal von oben betrachten zu können. Diesmal war das nicht der Fall, ich war so tief drin, dass ich mich nicht einmal mehr an alles erinnern konnte.

Ein Ereignis möchte ich dem Leser noch versuchen zu beschreiben, weil es für mich ebenso tiefgehend war wie die oben erwähnten.
Eine andere Freundin von mir hatte in ihrer Familie einen wirklich sehr alten Verwandten. Als ich ihn kennenlernen durfte, lag er zwar schon fast den ganzen Tag im Bett, aber er war bei vollem Bewusstsein. Man konnte mit ihm reden, Kaffee trinken, fernsehen und Gesellschaftsspiele spielen. Wenn ich mit ihm sprach, vergaß ich oft seine Leiden und Gebrechen, er blühte durch Kommunikation regelrecht auf. Ich schloss ihn in mein Herz, denn er war offen für die Menschen und die Welt, obwohl wir oft über unsere Ansichten und Meinungen diskutierten. Ganz plötzlich und aus heiterem Himmel heraus war diese schöne Zeit vorbei. Er vergrub sich in seiner Vergangenheit im Krieg, begann wirr zu sprechen, rief nach seinen toten Söhnen und weinte sehr oft. Er wurde aggressiv, schrie uns an, unterstellte uns böse Sachen und fluchte sehr viel und heftig. Mit der Zeit sprach er gar nicht mehr, aß und trank nicht mehr, bewegte sich nicht mehr. Er weinte nur noch. Es zerbrach mir das Herz ihn so zu sehen, er war so ein liebevol-

ler, aufgeschlossener Mensch, der nun in einer scheinbar undurchdringlichen Dunkelheit versank. Als ich ihn das letzte Mal vor seinem Ableben besuchte, setzte ich mich neben sein Bett. Auf seinem Nachtschränkchen brannte eine Kerze, die den Raum in ein dämmriges Licht tauchte. Ich war sehr traurig, denn ich spürte, dass er gehen wollte. Auf einmal legte er seine Hand auf die meine, ganz sacht und sah mir völlig klar in die Augen. Er war vollkommen da, im Hier und Jetzt und sah mich an! Es überkam mich und ich begann zu weinen. Er schloss die Augen und ich streichelte zärtlich seine Hand. Es begann in meinen Fingern zu kribbeln, als ob ganz wenig Strom durch unsere Hände fließen würde. Und da ich nicht wusste, was ich in dieser Situation sagen sollte, begann ich leise eine bekannte Melodie zu summen. Obwohl er schon lange keinen Ton mehr von sich gegeben hatte, summte er mit und auf seine schmalen Lippen stahl sich sogar ein kleines Lächeln. Ich habe überhaupt nicht damit gerechnet und die Trauer in mir wurde nur noch größer. Diese Trauer bezog sich auf die Gewissheit, dass sein Körper sehr bald nicht mehr leben würde, dass ein wunderbarer Mensch die Welt verlassen würde, den ich wirklich sehr mochte. Auf der anderen Seite erfüllte mich eine vorsichtige, aber tiefe Freude darüber, dass es ihm bald gut gehen würde, dass er keine Schmerzen mehr haben würde. Ich freute mich auch über die schöne Zeit mit ihm, darüber, dass ich ihm ein Stück von mir mitgeben konnte, ihn in seiner letzten Zeit ein Stück weit glücklicher machen durfte. Bewegungslos saß ich neben seinem Bett, hielt seine Hand und ließ alles, was mich bewegte, fließen; denn Worte waren in dieser Situation unangebracht und hätten diesen Moment seiner Heiligkeit beraubt. Es verging viel Zeit, die Kerze war mittlerweile erloschen, als ich bemerkte, dass er nicht mehr summte. Ich ertappte mich dabei, wie ich seltsame Melodien aus mir hervorbrachte, die ich nicht kannte. Er schlief friedlich, seine Hand immer noch auf der meinen. Das Lächeln war immer noch auf seinen Lippen und ich hatte die Ahnung, dass er nicht mehr aufwachen würde. Und ich summte weiter, löste mich von der irdischen Trauer, verabschiedete das dumpfe Gefühl des Verlustes. Ich hatte das Gefühl, wie er zu schlafen, zu schweben, friedlich, ruhig und warm im Dunkeln. Ich glaube, ich schlief tatsächlich kurz ein, denn als ich hochschrak und auf die Uhr schaute, war es bereits weit nach Mitternacht. Ich legte behutsam seine Hand auf seinen Bauch, ich wollte ihn auf keinen Fall aus seiner letzten Ruhe reißen. Leise verließ ich das Zimmer und ging irgendwann in Gedanken versunken heim. Am nächsten Morgen wurde ich von meiner Freundin angerufen, die mir erzählte, dass er nicht wieder aufgewacht war. Ich wusste es bereits vorher schon, doch es aus dem Mund eines anderen Menschen zu hören, war doch hart. Es war die Bestätigung eines Gefühls, einer Ahnung. Sie sagte mir, dass es so aussah, als ob er einfach eingeschlummert sei, als ob er keine Schmerzen mehr hatte, als ob er seinen Frieden mit sich und der Welt gemacht hätte.
Natürlich trauerte ich danach. Aber ich war glücklich darüber, dass ich ihm helfen konnte zu gehen, glücklich darüber, dass wir auf eine ganz eigene Art Abschied nehmen konnten.

Es ist mir heute nicht mehr verständlich, weshalb Sterbende manchmal allein gelassen werden. Der Tod ist nicht ansteckend, er ist sowieso in unseren Genen und auch im Bewusstsein. Ein Stückchen mitzugehen auf diesem besonderen Daseinsweg, hat mir die Angst vor dem Sterben genommen. Jeder kann einem Sterbenden die Hand halten und jeder, der das getan hat weiß, dass man dabei unendlich viel zurückbekommt.

Julie

Ceilidh 2010 ein Rückblick

Man könnte sagen, dass das Ceilidh eine Zusammenkunft von Menschen ist, die sich für verschiedene magische und oder spirituelle Modelle interessieren. Man könnte auch sagen, dass es eine Veranstaltung ist, die von Cumhachd durchgeführt wird, um Interessierten jene oben genannten Themengebiete näher zu bringen, für die sich die Mitglieder von Cumhachd begeistern.

Das trifft sicher zu. Für mich jedoch ist es noch mehr als das! Für mich ist das Ceilidh ein Erlebnis der ganz besonderen Art. Jedes einzelne Individuum trägt mit seinem einfachen Dasein, seiner Präsenz, dem Einbringen von Wort, Tat und Energie dazu bei, jedes Ceilidh zu etwas Einzigartigem zu machen; zu etwas, bei dem man Erfahrungen austauschen und sammeln und über sich und andere lernen und dabei wachsen kann.

Doch bevor man dabei sein kann, muss man den Weg ins Erzgebirge nach Johanngeorgenstadt finden. Für manche eine kleine, für einige eine größere Reise. Letzteres traf auf uns zu und nach einem langen Reisetag und mit einiger Verspätung kamen wir gerade noch rechtzeitig zur abendlichen Eröffnung der Veranstaltung am Donnerstagabend an.

Anders als im Jahr zuvor war das Ceilidh dieses Mal nicht in Einzelrituale eingeteilt, sondern es gab vier große Themenblöcke, die am Eröffnungsabend vorgestellt wurden.

Diese waren:

Tantra
Voodoo
Wicca (mit Fokus auf das Lughnasad-Fest) und
Wild Witches

Nach einer kleinen Vorstellungsrunde in der jeder kurz seinen Namen und etwas über sich erzählen konnte, wurden die Themenblöcke kurz vorgestellt. Wir ehrten die Göttin Kali mit Blumen, Räucherwerk und einigen anderen Dingen, sahen „Voodoo-Priester“ tanzen und einiges mehr. Nach der Eröffnung wurde dann noch geplaudert, bis es auch die Letzten in die Betten trieb.

Da die Themenblöcke erst am Nachmittag begannen, hatte jeder genug Zeit zum Ausschlafen und um eigenen Interessen und Vorhaben nachzugehen. Einige fuhren einkaufen, besuchten den Markt jenseits der tschechischen Grenze oder blieben einfach bis zum Mittag im Bett. Sehr angenehm fiel mir als leidenschaftlichem Kaffeetrinker auf, dass es dieses Jahr nicht zu Engpässen in der Koffeinversorgung kam.

Am Nachmittag versammelten wir uns dann zum ersten Themenblock: Tantra.
Zuerst gab es eine Einführung, in der unter anderem auch übliche Vorurteile, wie z. B. beim Tantra gehe es nur um Sex, entkräftet wurden. Dann begannen wir mit einigen Übungen, von denen mir persönlich der doch

etwas anstrengende Sonnengruß am stärksten in Erinnerung geblieben ist.

Nach einer ausreichend langen Pause begann am Abend der nächste Block: Voodoo.
Uns wurde zuerst erklärt, dass es sich hierbei um haitianisches Voodoo handelt und es einige Unterschiede zu anderen Voodoo-Richtungen gibt. Nach einem Ausflug in die Geschichte des Voodoo und von Haiti begannen wir mit dem Ritual. Es gab dabei zu eingehenden Trommelrhythmen Tabak, Rum, viel Wasser und Tanz bis zur Trance und vielleicht bei einigen auch bis zur Besessenheit.

Der Eine oder die Andere sah sich dabei auch „gezwungen“, das berauschende und erschöpfende Ritual für sich selbst, aus dem einen oder anderen, nicht näher zu erwähnen wollenden Grund etwas früher zu beenden.

Wer allerdings dachte, dass nach dieser „ergreifenden“ Veranstaltung das Programm für den Tag oder vielmehr die Nacht beendet gewesen wäre, der irrte. Ein wesentliches Merkmal für ein Ceilidh ist es auch, dass nicht nur die Menschen von Cumhachd Rituale oder Themen vorbereiten und durchführen, sondern jede/r der möchte, etwas Zusätzliches beitragen kann.

In diesem Fall wurde in derselben Nacht noch nach einer erholsamen Pause von der „Autonomatrix“ ein Ritual vorbereitet, in dem die Göttin Kali den Mittelpunkt einnahm. Aufgrund der Brisanz einer Teilinvokation der Göttin zogen es einige vor, nach der Vorbesprechung nicht am Ritual teilzunehmen. Für mich war es allerdings ein sehr „befreiendes“ und auch sehr persönliches Ritual.

Wer jetzt dachte, dass nun alle so erschöpft und müde waren und den erholsamen Schlaf gesucht hätten, der irrte abermals. Einige saßen noch gemütlich beisammen, machten Musik, sangen, tranken und unterhielten sich bis in die frühen Morgenstunden, bevor dann schließlich auch die Letzten in ihre Betten gingen.

Am Nachmittag des nächsten Tages herrschte herrliches Spätsommerwetter und wir trafen uns auf der weiten, grünen Wiese vor dem Haus zur Vorbesprechung für den nächsten Block: das geplante Lughnasadritual, eines der Hochfeste im Wicca, das möglicherweise auch schon früher von den Kelten, in welcher Form auch immer, begangen worden sein könnte.

Das zentrale Thema bei diesem Fest im Wicca-Kontext ist der freiwillige Opfertod des Gottes und das Vergießen seines Blutes, um eine reiche Ernte, in welcher Form auch immer, zu erbitten und zu gewährleisten. Dies und eine kleine Einführung in die Geschichte und Thematik von Wicca im Allgemeinen wurden uns näher gebracht. Eine Übung zum Leiten von Elementenergie (Erde, Feuer, Wasser, Luft) rundete die Vorbereitung ab, bevor man sich nach einer ausreichend langen Pause zum Ritual einfand.

Nach einem für mich sehr ergreifenden Ritual und der danach notwendigen, kleinen Auszeit wurde gegessen, geplaudert und wie die ganze Zeit bisher auch, wenn kein Programm stattfand, in kleinen Grüppchen vor der Eingangstür von jenen, die dem Tabakgenusse frönten, geraucht. Alle waren bereits gespannt auf den folgenden Block: Wild Witches.

Dessen Vorbereitungen jedoch dauerten um einiges länger als ursprünglich geplant und dehnten sich bis in die Nacht hinein aus. Zudem war man sich lange nicht klar darüber, ob es nun im Ritualraum oder „outdoor“ auf der Wiese, an einer etwas weiter entfernten Stelle vom Haus stattfinden sollte. Schließlich einigte man sich darauf, dazu hinaus ins Freie, auf die Wiese zu gehen.
Einige, darunter auch ich, waren allerdings schon sehr müde geworden und zogen es vor, bei den bereits kühlen Nachttemperaturen und den vielen Erlebnissen der vergangenen Tage, sich ins warme, gemütliche Bett zu begeben und den erholsamen Schlaf zu suchen und sich so für die bevorstehende Heimreise am nächsten Tag zu stärken. Was aber die „wilden Hexen“ in dieser Nacht so alles trieben, wird für mich deshalb wohl auf immer ein Geheimnis bleiben.

Der Sonntag stand ganz im Zeichen des Aufbruchs und der Verabschiedung. Nach einem Frühstück mit mehr oder weniger wachen Menschen wurde zusammengepackt und aufgeräumt. Die mit wunderschönem Zierrat geschmückten Altäre des Ritualraumes, die nach den Himmelsrichtungen und den dazugehörigen Elementen ausgerichtet waren, wurden abgebaut und die zurückgebliebenen Spuren der vergangenen Tage beseitigt.

Ein ereignisreiches, langes Wochenende, bei dem ich liebe Bekannte und Freunde wieder gesehen und auch neue kennen gelernt hatte, ging zu Ende. Neue Erfahrungen wurden gemacht und alte vertieft. Und mit dem Gedanken an diese traten wir um die Mittagszeit unsere lange Heimreise an. Doch durch das Ceilidh hatte ich auch noch eine ganz persönliche Erfahrung der besonderen Art.

Ich hatte nämlich vor meiner Abreise noch, wenn auch zögerlich, den Auftrag angenommen, über die Tage des Ceilidh einen Bericht zu abzufassen. Mit dieser Aufgabe, von der ich annahm, ich könne ihr ohne Probleme nachkommen, hatte ich mir aber mehr vorgenommen, als ich dachte. Immer wieder wollte ich mit dem Bericht beginnen und immer wieder fand ich Gründe, eben dies nicht tun zu können. Ich fing an, mich mehr und mehr über mich selbst dahingehend zu ärgern, bis ich beschloss mich erst wieder zu melden, wenn ich ein für mich befriedigendes Ergebnis vorweisen könne.

Dabei spielte weniger die Scham eine Rolle, einzugestehen, dass ich es nicht schaffte, als vielmehr die Befürchtung, mir würde gesagt werden, dass es „okay“ ist und ich den Bericht nicht schreiben müsse, was ich auf jeden Fall vermeiden wollte. Schließlich und endlich, nachdem ich aus diesem kleinen Bericht für mich eine persönliche „Chefsache“ gemacht hatte, und Monate später als geplant, bin ich endlich soweit. Ich hoffe, dass er auch trotz der immensen Verspätung noch erscheinen wird, auch wenn bereits einer veröffentlicht sein sollte, und möchte mich bei allen, bei denen ich dadurch Ärger, Enttäuschung oder andere negative Gefühle verursacht haben sollte, aufrichtig entschuldigen!

Aber auch das ist eine Erfahrung durch das Ceilidh, die ich nicht missen, sondern aus ihr lernen möchte.

Perduil

Lieber Perduil, du Nase. Du hast überhaupt niemanden verärgert und wir haben auch nicht darüber nachgedacht, einen eigenen Ceilidh-Artikel zu veröffentlichen. Danke, für den schönen Artikel, du Guter und bis hoffentlich ganz bald!

Liebste Grüße
Die Cumhachder

Rezension

Frank Lerch – IO ERBETH

Mythos und Magie des ägyptischen Gottes Seth; Band I – Mythos

Der Autor des Buches, Frank Lerch, beschäftigte sich bereits in seinen frühen Jugendjahren mit verschiedenen magischen und spirituellen Themen. Er erforschte verschiedene Richtungen, Schulen, Lehren und Techniken der Magie, des Joga und praktiziert heute Vamacara-Tantra. Die dunkle Magie ist für ihn ein Weg zur Selbstvergöttlichung, wo zudem Berührungspunkte mit Sexualmagie und linkshändigem Tantrismus existieren. Als Autor, Masseur und Lebenskünstler lebt er in Berlin und Brasilien.

Unter dem Titel „Io Erbeth" hatte ich mir ursprünglich etwas anderes vorgestellt, als ich schlussendlich darin gefunden habe. Ich dachte vielmehr an eine Mischung aus mit dem Mythos verflochtenen, praktischen Ansätzen, mit denen man als Laie sofort loslegen kann. Doch an praktischen Dingen, die ich hätte unmittelbar umsetzen können, fand ich nur die morgendliche Seth-Anrufung, die sich nicht nur als Anrufung entpuppte, sondern auch als Bitte um Wunscherfüllung. Das soll aber nicht heißen, dass mich der Inhalt enttäuscht hat. Wer sich für die ägyptische Mythologie, oder speziell den Gott Seth interessiert, wird hier nicht enttäuscht werden, da dieses Buch eine Fülle an Einzelheiten besitzt, die durch die Kapitel hindurch gut strukturiert sind.
Über Seth gibt es in der Regel wenig Material, um etwas mehr über ihn herauszufinden. Bei anderen ägyptischen Gottheiten wie Isis, Osiris oder Horus sieht es anders aus. Der Inhalt von „Io Erbeth" ergänzt die Informationen über die ägyptische Götterwelt und lässt sie, weg von einer schematischen Darstellung, ein wenig lebendiger werden.
„Io Erbeth" ist ein Sachbuch, welches Aufschluss darüber bietet, wie sich die Gottheit Seth mythologisch entwickelt hat und versucht eine Annäherung zum ursprünglichen Wesen des Seth zu vollführen.
So erfahren wir aus diesem Buch, wie sich die Erscheinung des Gottes im Laufe der Zeit gewandelt hat und erleben eine detaillierte Darstellung des Seth in ägyptischem Mythos und Religion v. u. Z..
Durch die Zeit der Christianisierung wurde Seth Opfer der Dämonisierung durch das Christentum. Wie viele der alten, vorchristlichen Götter wurde er mit dem „Teufel" über einen Kamm geschert. Sogar in Zaubertexten aus der Spätantike taucht der alte ägyptische Gott hin und wieder auf. Aus Seth wurde also ein Satan.
Frank Lerch räumt mit diesem christlichen Bild auf und versucht den alten Gott so darzustellen, wie man ihn im alten Ägypten vielleicht hat vorfinden können, wo er lange Zeit einen sehr guten Ruf genoss und zu den großen Reichsgöttern zählte. Hier ist es umso wichtiger Aufklärung zu betreiben, da Seths aktueller Ruf eher undankbarer Natur zu sein scheint.
Selbst in der modernen Magie findet man verschiedenste Vorstellungen über den berüchtigten Trickster. Die Frage ist nur, inwiefern diese Vorstellungen auch mit dem Bild der alten Ägypter übereinstimmen. Aus diesem Grund geht der Autor zurück bis ins 4. Jahrtausend v. u. Z., zu den frühesten Formen der Verehrung und folgt seiner Entwicklung bis zur Verdammung aus dem Kreis der großen Götter.
Lerch stellt in verschiedenen Kapiteln einen recht wandelbaren Gott vor. Seth ist unter anderem ein Initiator. Er tötet Osiris nicht, um ihn zu morden, sondern um ihm eine schamanische Einweihung zuteil werden zu lassen. In anderen Kapiteln lernen wir ihn als Eselsgott kennen, wo er vom Autor mit dem jüdischen Jahwe in Verbindung gebracht wird. Wir lernen bei der Lektüre des Buches Göttinnen kennen, die mit Seth in Verbindung stehen, werden mit dem Sturmgott Seth konfrontiert und beschäftigen uns auch noch mit der Frage, was für ein Tier das Seth-Tier sein mag.
In einer Internetbewertung fand ich die Kritik, dass das Buch nur spärlich bebildert sei. Ich finde die Bilderauswahl und -menge nicht zu knapp. Es macht eher den Eindruck, dass alles, was möglich war, getan wurde, um eine möglichst umfangreiche Darstellung zu liefern. Dem Kritikpunkt, dass zu wenige Darstellungen in dem Buch wären, kann ich mich also nicht anschließen.
Der mythologische Seth ist jedoch nicht das einzige Thema, was Lerch aufgreift. Parallel dazu wirft er Gedankenansätze zu existenziellen Fragen auf und arbeitet mit ihnen. Er beschäftigt sich mit Ängsten, mit Veränderungen, mit dem Glauben an sich, indem er die Geschichte eines Gottes erzählt. Er bringt das Kunststück fertig, tiefgreifende, persönliche und philosophische Fragen zu stellen, und animiert den Leser dadurch auch, über sich selbst nachzudenken. Wo liegt eigentlich das Leben, wo befindet sich der Tod und was finden wir dazwischen? Diese Fragen könnte der Mythos um Seth und Osiris aufwerfen.
Was ist Freiheit? Wo fängt sie an, wo hört sie auf? Wie bringt man das mit dem gesellschaftlichen Bild unserer Zeit zusammen?
Viele dieser philosophischen Ansätze ließen sich in meinen Augen auf ein Basisthema reduzieren: die Angst – ob es nun Angst vor dem Kommenden ist, die Angst vor Krankheit, Gewalt oder gar dem Tod selbst, Angst, seine Freiheit oder die Anbindung an die Gesellschaft zu verlieren, oder die Angst vor Veränderung allgemein. Diese Punkte sprechen die Entwicklung und die mythologische Geschichte von Seth an und geben dem Leser die Möglichkeit, sich selbst darin wiederzuerkennen.
Frank Lerch hat mit dem Band I ein gutes Sachbuch für Einsteiger geschrieben, welches sowohl einen tiefen Einblick in den alten Kult des Seth als auch in uns selbst zu geben vermag und auf seinen 208 Seiten mit seinen 20 Abbildungen interessant bleibt.
Und da Frank Lerch ein Magier ist, können wir uns auf den zweiten Band freuen, wo eben diese mythologischen Komponenten durch die magischen Erfahrungen ergänzt werden können.

Danu

Mythos und Magie des ägyptischen Gottes Seth; Band I – Mythos
ISBN 978-3-939459-14-9
derzeitiger Preis 18,00 €

